



Judentum und Kapitalismus

Eine kritische Würdigung

von

Werner Sombarts

„Die Juden und das Wirtschaftsleben"

Von

Rabbiner Dr. M. Hoffmann.

Berlin 1912

Druck und Verlag von H. Itzkowski, Auguststr. 69.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit ist, abgesehen von den Kapitelüberschriften und unwesentlichen Abweichungen, der unveränderte Abdruck von dreißig in den Nummern der „Jüdischen Presse" von 18. Mai 1911 bis 29. März 1912 zur Kritik von Werner Sombarts „Die Juden und das Wirtschaftsleben" veröffentlichten Artikeln. Das in der Einleitung in der ersten Begeisterung unter dem faszinierenden Gesamteindrucke des glänzend geschriebenen Buches gefällte Urteil wird manchem zu günstig erscheinen. Die darauffolgende Darstellung wird aber, so hoffe ich, dazu beitragen, die etwa nötige Korrektur eintreten zu lassen. Unter Verwerfung der in letzter Zeit beliebten, gehässigen und ungerechten Sombarthetze glaube ich das Wertvolle und Bleibende in seinem Werke festgestellt, das Unrichtige und Verfehlte vor allem seiner Haupttheorie nachgewiesen zu haben. Um nicht bei der negativen Kritik stehen zu bleiben, habe ich in den Kapiteln 9—11 eine Skizze der wirtschaftlichen Anschauungen des biblisch-talmudischen Schrifttums gegeben, die vielleicht auch noch über den Lärm des Tagesstreites hinaus einiges Interesse bieten wird.

Randegg, Juli 1912.

M. Hoffmann.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Das jüdische Volk ist den Menschen ein Rätsel gewesen, seitdem es in die Weltgeschichte eingetreten ist. „Doch wie sie dasselbe drückten, so mehrte es sich und breitete es sich aus; und es graute ihnen vor den Kindern Israel", heißt es schon in Aegypten. Es lernte schon frühzeitig im Kampfe mit den großen Kulturmächten des Altertums seine Widerstandsfähigkeit stählen. Es wußte sich die wertvollen Kulturelemente seiner Bedrücker anzueignen und hörte doch nicht auf, sein eigenes Leben für sich zu führen. Die Methoden, mit denen die Herren der Welt soviele andere Stämme unterworfen und aus dem Buche der Geschichte ausgelöscht hatten, versagten bei diesem Volke. So kam selbst den Mächtigsten ein Grauen an vor diesem Volke. Ist es ein Segen, ist es ein Fluch für Israel gewesen? Wahrheit ist es, was die heilige Schrift Bileam von ihm sagen läßt: „Siehe eine Nation, gesondert wohnt sie, und unter die Völker läßt sie sich nicht rechnen".

Gilt dies schon von der Zeit, wo Israel noch staatlich organisiert war und äußerlich wenigstens ein den anderen Völkern ähnliches Dasein führte, um wievielmehr in der späteren Zeit der Diaspora, wo es nicht verschwinden wollte und man möchte fast sagen, sich in steigender Kraft erhielt, obwohl alle günstigen Lebensbedingungen fehlten, obwohl es nicht mit einem einzigen, sondern mit unzähligen Gegnern zu ringen hatte. In jedem Zeitalter stand man auf, es zu vernichten. Auf seinem Rücken pflügten die Pflüger und

zogen lang ihre Furchen. Aber Geschlechter kamen, Geschlechter gingen, Israel bestand immer noch. Wie war dies Rätsel zu lösen?

Die christliche Kirche machte sich die Lösung leicht. Israel sollte der Welt das Christentum schenken und später sollte es noch weiter bestehen als Zeuge für die Wahrheit der christlichen Lehre. Deswegen schadete es auch nichts, wenn man durch Verfolgungen und Druck, durch Inquisition und Autodafés die Zahl der Juden verminderte. Als Zeugen blieben immer noch genug übrig. Aber diese Erklärung konnte natürlich auf die Dauer selbst die Gläubigen nicht befriedigen. Israels lebendiges, allzulebendiges Dasein protestierte dagegen. Es zeigte, daß es nicht blos ein Schattendasein führte, sondern gab und forderte seinen Anteil auf allen Gebieten des menschlichen Kulturlebens und hörte doch nicht auf zu sein eine Nation, die für sich lebt und unter die Völker nicht zu rechnen ist.

Das alte Rätsel war immer noch da und reizte die Menschen. Und da kamen die Weisen und Zeichendeuter und wollten es von neuem lösen. Israel ist eine Nation, eine Rasse, die ein Naturrecht auf Sonderdasein und eigenes Leben hat, wie jede anderen im Reiche der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt. Israel ist keine Nation, sondern eine religiöse Gemeinschaft, die eine Mission hat auf Erden, der Menschheit den reinen Gottesglauben und die wahre Sittlichkeit zu künden. Es kamen die Einzelforscher, welche aus der Geschichte der Jahrtausende die Akten und Urkunden, die Ziegelsteine und Tafeln sammelten und eine Fülle von Einzelverdiensten Israels um die Kultur der Menschheit nachwiesen. Aber was sie uns zeigten, war doch nur ein geist- und kunstloses Mosaikbild, es fehlte der Zusammenhang, es fehlte das verbindende Moment, es fehlte das Organische, es fehlte das Leben und die Seele. — Da ist uns denn in letzter Zeit ein Buch geschenkt worden, welches wohl auch noch nicht der Weisheit letzter Schluß ist, welches

wohl auch noch nicht die endgültige Lösung gibt, welches aber das Problem von der richtigen Seite faßt, welches den Weg zeigt, auf dem die Lösung zu finden ist, welches die Fragen richtig stellt und großartige Anregungen gibt zur Weiterarbeit ; es ist das seit den vor 2 Jahren gehaltenen Vorträgen, die das größte Aufsehen erregten, mit höchster Spannung erwartete Buch Werner Sombarts. Es führt den bescheidenen Titel „die Juden und das Wirtschaftsleben" und will sich auf die Schilderung des Anteils beschränken, den die Juden in den Jahrhunderten seit Beginn der neuen Zeit am Aufbau der modernen kapitalistischen Wirtschaft genommen haben, will erklären und begründen, wieso die Juden gerade besonders geeignet waren, die kapitalistische Seite dieser Wirtschaft herauszuarbeiten und zu entwickeln. Aber es begnügt sich nicht mit der oberflächlichen Aneinanderreihung der Tatsachen, mit ihrer herkömmlichen Auffassung und Begründung, sondern es gräbt in die Tiefe, es gräbt, wie der Verfasser es ausdrückt, Stollen auf Stollen, um bis zum festen Kernder Dinge vorzudringen, um das Golderz der Wahrheit herauszugraben. Gestützt auf eine universale Kenntnis der gesamten in Betracht kommenden Literatur, wird die große Judenfrage aufgerollt und mit allen einschlägigen Problemen beleuchtet. In bescheidener, echt wissenschaftlich zurückhaltender Art wird ein Versuch der Lösung unternommen. So wird das Buch unter der Hand zu einer, möchte ich sagen, in dieser Kürze und Klarheit einzigen Enzyklopädie des Judentums, welche jedem gebildeten Juden und Christen, Aufklärung, jedem Forscher auf diesem Gebiete Anregung bietet. Besonders bemerkenswert ist die seltene Unparteilichkeit, welche sich der Verfasser auf diesem seit Jahrhunderten vom Geschrei der kämpfenden Parteien wiederhallenden Gebiete zu bewahren gewußt hat. Es wird nicht blos das Buch der Sasion sein, sondern es wird das Standardwerk des

ganzen Zeitalters über Juden und Judentum bleiben. Der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, wollen wir im folgenden, dem Gange der Darstellung uns anschließend, eine kurze Uebersicht des Inhalts folgen lassen und da, wo es nötig ist, einige Bemerkungen der Kritik einflechten, die aber noch durch tiefere und ernstere Forschung zu erweisen sind.

Das Werk zerfällt in drei Abschnitte mit den Titeln:

I. Der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft.

II. Die Befähigung der Juden zum Kapitalismus.

III. Wie jüdisches Wesen entstand.

Der folgende Teil ist immer die tiefere Begründung des vorhergehenden Teils.

Kapitel I.

Der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft.

Das Mittelalter konnte bisher noch in gewissem Sinne für eine Art heroischer Zeit des Judentums gelten im Vergleich mit den ihm folgenden Jahrhunderten der Neuzeit bis zur beginnenden Emanzipation. Feierte doch in ihm das Geistesleben seine Blüte in Spanien, Frankreich und Deutschland, erfüllten doch in ihm die Juden eine nützliche wirtschaftliche Funktion, indem sie die vornehmsten Vertreter des für einen jeden Wirtschaftskörper unentbehrlichen Geldhandels wurden. Daß sie ein gewichtiger Faktor in Kultur und Wirtschaftsleben waren, bewiesen gerade auch die schweren Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren. Mit Mord und Totschlag, mit Feuer und Schwert wird nur der bekämpft, der etwas gilt.

Die großen und blutigen Judenschlachten hören, einzelne Fälle ausgenommen, mit beginnender Neuzeit auf, eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung zu sein. Es folgt die Zeit der Nadelstiche, der Fußtritte, wie sie einem geringwertigen, verachteten Gegner verabreicht zu werden pflegen. Das Geistesleben erstarrt bis auf das im Osten blühende Talmudstudium, welches ja von den bisherigen parteiisch voreingenommen jüdischen Historikern ziemlich von oben herab behandelt und als Ausartung bezeichnet wird. Auf wirtschaftlichem Gebiete hörten wir von einzelnen Hofjuden. Die breite Masse des

Volkes schien dem niedrigen Schacher und Trödel ergeben.

Gerade diese Epoche ist es, welche Sombart, indem er bisher schon bekannte Einzelheiten zusammenfaßt und in Beziehung setzt, besonders auch die Forschungen französischer, englischer und amerikanischer Gelehrten, die in Deutschland weniger bekannt waren, ausgibig benutzt, in ganz neuem Lichte erscheinen läßt.

Die Verschiebung des Wirtschaftzentrums im 16. und 17. Jahrhundert von den südeuropäischen Nationen, Italienern, Spaniern, Portugiesen, denen sich einige süddeutsche Gebiete angliederten, zu den nordwesteuropäischen Völkern, zuerst den Belgiern nnd Holländern, dann den Franzosen, Engländern, Norddeutschen wird zum großen Teil auf den Einfluß der Wanderungen der Juden zurückgeführt.

Das Jahr 1492 mit der Vertreibung der Juden aus Spanien bezeichnet den Anfang dieser Bewegung. Daran schließen sich in den folgenden Jahrhunderten die periodisch sich wiederholenden Fortzüge der M a r a n n e n. In Deutschland verlieren Handelsstädte wie Köln, Augsburg, Nürnberg, Mainz, welche die Juden vertreiben, ihren Glanz, während Frankfurt und Hamburg, welche zahlreiche Juden aufnehmen, an Bedeutung gewinnen. Daß hier kein zufälliges Zusammentreffen vorliegt, ergibt sich aus dem Urteil der Zeitgenossen, welche den Wert der Juden zu würdigen wußten. Sombart prägt das schöne Wort: „Wie die Sonne geht Israel über Europa, wo es hinkommt, sprießt neues Leben empor, von wo es fortzieht, da modert alles, was bisher geblüht hat.“ (S. 15.)

In ihren neuen Wohnsitzen waren die Juden außerordentlich stark beteiligt an der Belebung des internationalen Warenhandels, wie sie sich in jenen Ländern um diese Zeit vollzog. Sie trugen zur Hebung der Leipziger Messen bei, deren Besucher in einzelnen Jahren bis zu einem Drittel Juden waren. Ein großer Teil des Levante-

handels war in ihrer Hand. In manchen Geschäftszweigen hatten sie fast ein Monopol, so im Handel mit Luxusgegenständen wie im Vertrieb von Massenprodukten. Sie sollen als erste die großen Stapelartikel des Welthandels zu Markte gebracht haben wie Getreide, Wolle, Flachs, später Spiritus, die Erzeugnisse der Textilindustrie, die Kolonialprodukte, Tabak und Zucker. Sie beherrschten gerade diejenigen Gebiete, aus denen große Mengen Bargeld zu holen waren, und brachten so bares Geld in das Land hinein.

Der Aufschwung der westeuropäischen Staaten während des 16. bis 18. Jahrhunderts wurde besonders gefördert durch die Begründung der modernen Kolonialwirtschaft. Daß auch hierbei Juden einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, dürfte von Sombart zum ersten Male allerdings mit nicht immer zureichendem Materiale ausgesprochen worden sein. Wohl wurde anläßlich der Feier der vierhundertjährigen Wiederkehr der Entdecknng Amerikas von jüdischen Gelehrten nachgewiesen, daß die Expeditionen des Kolumbus nur durch jüdisches Geld ermöglicht worden seien, daß im Schiffe des Kolumbus eine Anzahl Juden waren und daß der erste Europäer, der amerikanischen Boden betrat, Luis de Torres, ein Jude war. Daß aber Amerika in allen seinen Teilen ein Judenland ist, daß das, was wir Amerikanismus nennen, zum großen Teile nichts anderes als geronnener Judengeist ist, wie Sombart sich an einer Stelle nicht gerade geschmackvoll ausdrückt, dürfte doch, gelinde gesagt, stark übertrieben sein. Sombart macht sich mit Recht über gewisse jüdische, assimilationsfreundliche Schriftsteller lustig, welche ihrer Sache zu nützen glauben durch die Behauptung, daß die Juden für das wirtschaftliche Leben nur schwach begabt seien, für die es im Grunde, wie er spöttisch meint, überhaupt keine Juden gebe. Er selbst verfällt aber, wie mir scheint, doch in den entgegengesetzten Fehler, daß er überall Juden sieht. Was freiwillig

oder zwangsweise getaufte Juden geleistet haben, wird gewiß mit Recht teilweise den Juden zugerechnet. Aber ich glaube, daß auf diesem Gebiete noch größere Vorsicht und Zurückhaltung geboten ist, als sie Sombart, wie zuzugeben ist, geübt hat.

Aus dem jüdischen Aussehen von Porträts Schlüsse zu ziehen, ist doch wohl etwas gewagt, wenn man sich auch ein starkes physiognomisches Verständnis zutraut. Ich führe z. B. seine Aeußerung über Law an: „Ob Law selbst Jude war (Law-Levy), wie behauptet wird, habe ich nicht feststellen können. Möglich ist es. Sein Vater war bekanntlich „Goldschmied" (und Bankier). Daß er reformiert war, ist natürlich kein Hinderungsgrund. Für sein Judentum spricht das jüdische Aussehen des Mannes auf m a n c h e n Bildern (zum Beispiel auf dem in der deutschen Ausgabe seiner „Gedanken vom Waren und Geldhandel" usw. aus dem Jahre 1720), dagegen eigentlich der Grundzug seines Wesens, der doch ein seltsames Gemisch von Seigneurialismus und Abenteuertum war." (S. 109). Dieses Verfahren, eine historische Tatsache festzustellen, ist doch zum mindesten gar sehr populär, vielleicht sogar etwas abenteuerlich und seigneurial, aber doch wohl kaum streng wissenschaftlich.

An einer anderen Stelle führt Sombart eine immerhin begrenzte Anzahl von Belegen an, daß Juden in verschiedenen Staaten Nordamerikas Geschäfte errichtet hatten, teilweise auch unter den ersten Ansiedlern waren, daß im 19. Jahrhundert dann eine weitere Zuwanderung deutscher und auch polnischer Juden stattfand. Die neueste Periode seit 1882 mit dem Massenzuzug russischer, galizischer und rumänischer Juden fällt nicht mehr in den Rahmen seines Werkes.

Diese Zusammenhänge gestalten sich nun vor seinem geistigen Auge zu folgendem Bilde. Ich setze die Stelle her, weil sie charakteristisch ist für die prächtige, aber doch

oft allzu kühne und phantasievolle Art der Sombart'schen Geschichtskonstruktion. (S. 44.)

„Soviel ich sehe, ist die Besiedlung Nordamerikas in den meisten Fällen so vor sich gegangen: ein Trupp kernfester Männer und Frauen — sage zwanzig Familien — zog in die Wildnis hinein, um hier ihr Leben neu zu begründen. Unter diesen zwanzig Familien waren neunzehn mit Pflug und Sense ausgerüstet und gewillt, die Wälder zu roden, die Steppe abzubrennen und mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt durch Bebauung des Landes zu verdienen. Die zwanzigste Familie aber machte einen Laden auf, um rasch die Genossen auf dem Wege des Handels, vielleicht sogar des Wanderhandels, mit den notwendigsten Gebrauchsgegenständen, die der Boden nicht hervorbrachte, zu versehen. Diese zwanzigste Familie kümmerte sich dann auch sehr bald um den Vertrieb der von den neunzehn anderen der Erde abgenommenen Produkte. Sie war diejenige, die am ehesten über Bargeld verfügte und deshalb in Notfällen den anderen mit Darlehen nützlich werden konnte. Sehr häufig gliederte sich an den Laden, den sie offen hielt, eine Art von Landleihbank an. Oft wohl auch eine Landverkaufsagentur und ähnliche Gebilde. Der Bauer in Nordamerika wurde also durch die Wirksamkeit unserer zwanzigsten Familie von vornherein mit der Geld- und Kreditwirtschaft der alten Welt in Fühlung gebracht. Das ganze Produktionsverhältnis baute sich von vorneherein auf einer modernen Basis auf. Das städtische Wesen drang gleich in die entlegenen Dörfer siegreich vor. Die Durchtränkung der amerikanischen Volkswirtschaft mit kapitalistischer Organisation und kapitalistischem Geiste nahm, möchte man sagen, vom ersten Tage der Siedlung an ihren Anfang. Denn jene ersten Zellen kommerzialistischen Wesens wuchsen sich alsbald zu alles umspannenden Organisationen aus. Und von wem ist — soweit wie persönliche Faktoren hier den Ausschlag gaben und nicht etwa

die bloße Sachlage die neuen Entwicklungsreihen erzeugte — von wem ist diese „Neue Welt" kapitalistischen Gepräges erbaut worden? Von der zwanzigsten Familie in jedem Dorf.

Nicht nötig zu sagen, daß diese zwanzigste Familie jedesmal die jüdische Familie war, die sich einem Siedlertrupp anschloß oder ihn bald nach seiner Niederlassung aufsuchte."

An anderer Stelle wieder stellt er den jüdischen Einfluß auf Amerika, indem er ihre bis in die neueste Zeit, doch verhältnismäßig geringe Zahl bedenkt, doch als mehr qualitativer Art dar. „Die Juden sind wie ein ganz besonderer Faden, man könnte sagen: wie ein goldener Faden in einem Gewebe, von Anfang bis zu Ende in die amerikanische Volkswirtschaft hineingewoben, sodaß diese ihre eigentliche Musterung durch sie vom ersten Augenblick an empfängt." (S. 42).

Wenn wir dem Verfasser auch nicht soweit zu folgen vermögen, so bleibt noch genug des Bemerkenswerten übrig. Die Juden sind stark an der ost- und westindischen Handelskompagnie beteiligt. Sie treiben in großer Zahl Plantagenbau auf den westindischen Inseln. Sie haben in Ostindien Handel getrieben und, was wohl mehr bekannt ist, an der Aufschließung der südafrikanischen Kolonialländer in großem Maßstabe mitgearbeitet.

Der Reichtum, den sich einzelne Juden in diesen sehr ergibigen Handelsgebieten erworben, ermöglichte es ihnen durch Verfügung über ihre großen Geldkapitalien an der Begründung des modernen Staates natürlich nur in mehr indirekter Weise mitzuarbeiten. Wir können uns, meint Sombart, den modernen Fürsten nicht ohne den Juden denken. Er hilft als Heereslieferant und Gelddarleiher bei der Ausrüstung und Erhaltung der Söldnerheere der absoluten Fürsten dieser Zeiten. Man hat Vertrauen zu ihnen als zu denen, die in Zeiten der Hungersnot allein im-

stande sind, Lebensmittel herbeizuschaffen. So heißt es in einem Plakat, das 1795 in den Straßen von Paris angeschlagen wurde, und in dem die Juden aufgefordert werden, als dieses von einer Hungersnot bedroht war, sich für die ihnen von der Revolution verliehenen Rechte, dadurch erkenntlich zu erweisen, daß sie Getreide in die Stadt kommen ließen: „Sie allein können diese Unternehmung zu gutem Ende führen angesichts ihrer zahlreichen Verbindungen, von denen sie ihre Mitbürger Nutzen ziehen lassen sollen."

Wenn die Juden auch von den öffentlichen Beamtenstellen nicht bloß in Deutschland und Oesterreich, sondern auch in den weiter vorgeschrittenen Weststaaten ausgeschlossen waren, so wußten sie doch als Hofjuden und Finanzagenten sich im stillen einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen, den sie oft zu gunsten verfolgter und bedrängter Glaubensgenossen verwerten konnten. So sah sich die Hofkammer anläßlich eines Judenkrawalls in Frankfurt a. M. veranlaßt, die Reichshofkanzlei im Interesse des Kredits um ihre Intervention zum Schutze der Frankfurter Juden zu ersuchen, da diese mit ihren Wiener Glaubensgenossen in Handelsbeziehung ständen.

Kapitel II.

Der Anteil der Juden an der Ausbildung der kapitalistischen Institutionen.

Der moderne Kapitalismus ist nach Sombart vorbereitet und begründet worden durch die Erfindung und Verbreitung einer Anzahl wirtschaftlicher Institutionen, welche alle auf die sogenannte Versachlichung des Kredits hinzielen. Sie gehen darauf aus, das rein persönliche, durch eine Anzahl von Kautelen beschränkte Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner aufzuheben und die Forderung zu einer an jedermann übertragbaren, leicht und überall realisierbaren Handelsware zu machen. Es sind dies der Wechsel, die Aktie, die Banknote, die Obligation, überhaupt das Inhaberpapier. An dieser, sozusagen, inneren Ausbildung des Kapitalismus sollen nun die Juden großen Anteil gehabt haben.

Auch hier schwebt die Beweisführung, namentlich soweit Juden als Erfinder dieser Institutionen hingestellt werden, oft in der Luft. Die ältesten vorhandenen Wechsel sind z. B. nicht von Juden ausgestellt. Also müssen sie nicht die Erfinder des Wechsels sein; aber sie können es doch sein, weil sie die Hauptträger des Geldverkehrs während des Mittelalters und die einflußreichen Vermittler des internationalen Handels waren. Findet sich auf den Genueser Messen des 16. Jahrhunderts ein reger Wechselverkehr, so erscheint es nicht plausibel, daß die alten Adelsgeschlechter einen so genialen Geschäftsgeist entfaltet haben. Also müssen wieder Juden dabei gewesen sein, wenn es sich auch nur vermuten läßt, denn Juden lassen

sich nicht nachweisen. Also waren es Scheinchristen, die noch dazu, um sich besser zu verbergen, ihre Namen gewechselt haben.

Die Banknote wieder soll in Venedig im 15. Jahrhundert entstanden sein. Dort gab es aber viele Juden und jüdische Bankiers. Folglich liegt der Schluß nahe, daß sie die Urheber gewesen sind. Tatsache ist allerdings, daß bei der Gründung der berühmtesten Banken des 17. Jahrhunderts, der Amsterdamer, Londoner und Hamburger, Juden in starkem Maße beteiligt waren.

Größeren Halt hat die Hypothese, daß die Inhaberpapiere nicht hellenischen oder deutschrechtlichen Ursprungs sind, sondern aus dem jüdischen Rechte stammen. Allerdings scheint die Stelle aus Tobit nicht recht beweiskräftig; denn es ist doch fraglich, ob die Handschrift, auf Grund welcher dort die Beutel mit dem Geld in Empfang genommen werden, ein formelles Inhaberpapier ist, da über den Inhalt der Handschrift nicht angegeben ist. Ferner kann das Buch Tobit ganz gut unter hellenischem Einfluß gestanden haben.

Schlüssiger ist die bekannte Stelle im Talmud (Baba bathra 172). Sombart führt sie in der Goldschmidtschen Uebersetzung an:

„Einst wurde in einem Gerichtskollegium R. Hunas ein Schein vorgelegt, in welchem es hieß: Ich N., Sohn des N., habe von Dir eine Mine geborgt. Da entschied R. Huna: Von Dir, auch vom Exilarchen, von Dir auch vom König Sapor."

Er meint, die Anmerkung, die Goldschmidt dazu macht: d. h. der Inhaber des Schuldscheins kann nicht nachweisen, daß er der Gläubiger ist, und er braucht daher nicht bezahlt zu werden, verkehre den Tatbestand in sein Gegenteil. Wie Goldschmidt zu dieser seltsamen Auslegung komme, die aller talmudisch-rabbinischen Jurisprudenz widerspreche, sei nicht einzusehen.

Sombart tut damit Goldschmidt Unrecht. Es ist dies die Erklärung des רשב"ם wie die des ריטב"א, zitiert im נמוקי יוסף zum רי"ף. Sie lautet: Der Inhaber kann nicht mit dem Schuldschein fordern; denn es könnte ursprünglich ein anderer, etwa auch der Exilarch den Schein besessen und ihn verloren haben, worauf dieser ihn gefunden hat (חיישינן לנפילה). Diese Erklärung wird aber von Toßafoth abgelehnt, weil man dann nicht begreift, warum R. Huna gerade den Exilarchen nennt, von dem es doch am wenigsten wahrscheinlich ist.

Allerdings hat Sombart eine andere Erklärung für sich, nach welcher der Schein in der Tat ein Inhaberpapier ist, mit dem ein jeder Inhaber die Schuld fordern kann, und sei es auch der Exilarch, der in der Regel kein Geld verleiht. Diese Deutung wird indessen von Raschbam abgelehnt, weil es dann heißen müßte: האי גברא דנפק מתותי ידי' משמע, wie רבה es weiter in der Diskussion sagt.

Eine dritte Erklärung gibt Toßafoth: R. Huna stellt eine Anfrage auf: Ist der Schein als Inhaberpapier gültig, sodaß jeder Inhaber damit fordern kann, selbst wenn es jemand wäre, der, wie der Exilarch, in der Regel kein Geld verleiht, oder ist es nicht so, vielmehr חישינן לנפילה, und es könnte ein anderer der Besitzer sein.

Immerhin kann man auch nach dieser letzten Erklärung den Lehrern des Talmud eine Kenntnis der Inhaberpapiere zuschreiben.

Ich bin auf diese Stelle in besonderer Absicht näher eingegangen. Sombart hat besonders später in dem Kapitel über die Bedeutung der jüdischen Religion für das Wirtschaftsleben den Talmud fleißig benutzt.

Er hat stellenweise eine hohe Anerkennung für ihn und rühmt besonders die große national-ökonomische Einsicht der Rabbinen. Begreiflicherweise hat er den Talmud nicht im Original studiert. Es stand ihm zur Verfügung

die durchaus nicht einwandfreie Uebersetzung von Goldschmidt und für Baba mezia die sehr fehlerhafte Uebertragung von Sammter. Ueber die Methode, nach der er den Talmud studiert hat, gibt er an: „Der Talmud hat die Eigentümlichkeit, daß seine Teile zwar nach einer gewißen Folge geordnet, wenn auch nicht immer zusammenhängend sind; jeder Traktat von einigem Umfange jedoch berührt fast das ganze Gebiet des Talmud und bringt die verschiedenen Teile in Beziehung zu einander. Wer demnach einen (oder einige) der (63) Traktate ernstlich durchstudiert, erlangt hierdurch eine ziemlich gute Kenntnis von dem Inhalte des Gesamtwerkes, bekommt wenigstens die Fähigkeit, sich leicht in dem Wust zurechtzufinden. Zu eingehendem Studium eignen sich besonders der Traktat Baba mezia, nebst seinen Brüdern, den beiden anderen Baben.“ (S. 234).

Es ist allerdings nicht verwunderlich, daß einem Laien, der einen Traktat noch dazu in einer holprigen Uebersetzung der Reihe nach durchliest, das Ganze gar leicht den Eindruck eines Wustes macht. Würde er nur ein paar Blätter unter Leitung eines modern gebildeten Talmudgelehrten studiert haben, so hätte er zumal als juristisch geschulter Kopf doch wohl ein besseres Verständnis für dieses leider so oft und so schmählich verkannte Riesenwerk, welches die halbtausendjährige Geistesarbeit eines ganzen Volkes in sich schließt, gewonnen und würde gar manchen Fehler einer oberflächlichen Benutzung vermieden haben.

Um wieder auf das Inhaberpapier zurückzukommen, so wird von Sombart mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Institution im jüdischen Recht bis zum Schulchan Aruch und seinen Kommentaren eine kontinuierliche Entwicklung gehabt hat, so daß also immerhin mit Sicherheit uach hier ein großes Verdienst der Juden um die Ent-

wicklung und Verbreitung dieser Geschäftsform festgestellt werden kann.

Sehr fein ist die Bemerkung, daß sie auch ein großes Interesse an der Rechtsform des Inhaberpapieres gehabt haben. Sie mußten während des Mittelalters und noch in der neueren Zeit ihr Vermögen möglichst im Verborgenen zu halten suchen. Die Inhaberpapiere gewährten die Möglichkeit, Vermögen verschwinden zu lassen, bis eine Verfolgungswelle über die Judenschaft eines Ortes hinweggegangen war. Sie gestatteten den Juden, ihr Geld beliebig wo anzulegen und im Augenblick, wo es gefährdet wurde, durch einen Strohmann beheben zu lassen oder ihre Forderungen zu übertragen, ohne die geringste Spur ihres früheren Besitzes zu hinterlassen. Damit will Sombart auch die fast unerklärliche Tatsache aufhellen, daß den Juden während des Mittelalters alle Augenblicke ihr ganzes Vermögen abgenommen wurde, und daß sie nach kurzer Zeit wieder reiche Leute waren. Es sei eben den Juden nie ihr ganzes Vermögen abgenommen worden, ein beträchtlicher Teil sei auf einen Strohmann übertragen worden.

Mit Recht weist Sombart ferner darauf hin, daß die Ausbildung des ganzen modernen Verkehrsrechtes den Juden viel zu verdanken hat. Unser reges Verkehrsleben verlangt namentlich ein Besitzrecht, das die Vernichtung alter und die Entstehung neuer Rechtsbeziehungen nach Möglichkeit erleichtert.

Wichtig ist besonders der Schutz des gutgläubigen Erwerbers, der schon im Talmud (Mischna in Baba kamma 114b) ausgesprochen ist.

Diese verkehrsfreundliche Auffassung haben die Juden während des ganzen Mittelalters in ihrem Rechte beibehalten und haben es durchgesetzt, daß sie auch in der Rechtsprechung christlicher Gerichte zur Anwendung gelangte.

Die Krönung des ganzen kapitalistischen Wirtschaftsgebäudes ist die Börse. Die ersten bedeutsamen Börsenplätze wie Amsterdam, Hamburg, London, Frankfurt, Wien, Paris hatten eine beträchtliche Judenschaft, welche sich in großem Umfange an dem Geschäfte beteiligte. Am Ende des 17. Jahrhunders schrieb ein Jude in Amsterdam dasjenige Buch, das zum ersten Male den börsenmäßigen Handel in allen seinen Verzweigungen erschöpfend behandelte, und zwar in einer Weise, daß es bis zum heutigen Tage nach Form und Inhalt die beste Darstellung des Fondsverkehrs geblieben ist. Es war Don Jos. de la Vegas Confusions de confusiones usw., die 1688 erschien. Selbst in Berlin waren 1812, also noch ehe die Juden die Freiheit erlangten, von 23 Mitgliedern des Börsenkomitees 10 anerkannte Juden.

Das börsenmäßige Geschäft, überhaupt das ganze Effektenwesen, begegnet in den Anfängen seiner Entwicklung großem Mißtrauen und allgemeiner Verurteilung.

Nur das Interesse der Staatsgewalt stand auf Seiten derer, die es verteidigten. Fürst und Jobber standen, wie Sombart sich ausdrückt, in voller Einsamkeit gegenüber der geschlossenen Masse aller übrigen Leute, die sich überhaupt ein Urteil bildeten. Noch Adam Smith spricht von der ruinösen Praxis der Effektenausgabe, welche jeden Staat, der sie angenommen habe, schwäche, und auf die Dauer wahrscheinlich alle großen Völker von Europa zu Grunde richten werde. Demgegenüber ist in dem Buche eines portugiesischen Juden, traité du credit et de la circulation, das 1771 erschien, schon genau alles enthalten, was im 19. Jahrhundert zur Verteidigung des öffentlichen Kredites sowie zur Rechtfertigung des berufsmäßigen Effektenhandels und der Fondsspekulation vorgebracht worden ist.

Die Ausdehnung des Effektenmarktes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hängt dann eng zusammen mit der Ausbreitung des Hauses Rothschild. Wenn Som-

bart meint, dieser Name bedeute die ganze Judenschaft, soweit sie an der Börse tätig war, denn allein mit ihrer Hilfe konnten die Rothschilds die alles überragende Stellung erobern, die sie während eines halben Jahrhunderts einnehmen; so ist diese Vorstellung von der geschäftlichen Solidarität aller Juden, der wir immer wieder begegnen, eine stark übertriebene. Schon im Mittelalter begegnen wir, wie sich aus den Responsen feststellen läßt, einer scharfen Konkurrenz der Juden untereinander, die zu ständigen Prozessen Veranlassung gibt. Das ist jedenfalls in der neueren Zeit nicht anders geworden. Sombart führt ja selbst die Gründung des Crédit mobilier in Paris an, die von Juden gegen die Rothschilds stattfand. Die Besserung der bürgerlichen Stellung hatte jedenfalls die Tendenz, die etwa noch vorhandene Solidarität immer mehr zu vermindern.

Sombarts Darstellung geht bis in die neueste Zeit. Hier sind die hauptsächlichen Tatsachen ja ziemlich bekannt. Interessant ist seine Bemerkung, daß die vorsichtigen Juden sich in der Gründerzeit von den faulsten Gründungen fernhielten. Bemerkenswert ist ferner in neuester Zeit die starke Beteiligung der Juden an der Industrie, was er auf die Kommerzialisierung derselben zurückführt, d. h. auf die Tatsache, daß es bei der Leitung eines modernen Industrieunternehmens weniger auf das technische als auf das kommerzielle börsenmäßige Element ankomme. Nach einer Statistik, die allerdings nur die ganz großen Unternehmungen und Aktiengesellschaften umfaßt und deshalb kein volles und klares Bild liefert, ist ein Siebentel aller Direktorposten und fast ein Viertel aller Aufsichtsratposten von Juden besetzt. Ein Zeichen des auch hier um sich greifenden Antisemitismus ist es, wenn in sehr vielen Gesellschaften die Neigung besteht, keine jüdischen Männer zu leitenden Stellungen gelangen zu lassen. Der Satz, den auch Sombart sich zu eigen macht, daß der Christ

seinen Weg in die Höhe vom Techniker, der Jude vom Geschäftsreisenden oder Kommis nimmt, dürfte heute kaum mehr zu Recht bestehen. Denn es ist ja bekannt, wie verbreitet das technische Studium heute unter den Juden ist, so daß man sogar schon den Zudrang besonders ausländischer Juden zu den technischen Hochschulen beschränken will.

Kapitel III.

Die Bedeutung der Juden für die Herausbildung einer kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung.

Eines der vorzüglichsten und am wenigsten anfechtbaren Kapitel des vorliegenden Buches ist dasjenige, welches von der Herausbildung einer kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung handelt. Es will auch das innere Getriebe des modernen Wirtschaftslebens, die Grundsätze der Wirtschaftsführung auf jüdischen Einfluß zurückführen. Es ist von vornherein klar, daß es ein schwieriges Unterfangen ist, so etwas wie eine Wirtschaftsgesinnung aktenmäßig festzustellen, und die Methode Sombarts nach dem Spruche, wo Rauch ist, ist auch Feuer, die dokumentarisch festgelegten Klagen der den Juden feindlichen Wirtschaftselemente als Beweismaterial zu benutzen, scheint im ersten Augenblicke eine etwas gefährliche zu sein. Wollte man sie auf andere Gebiete übertragen, so könnte man auf diesem Wege auch feststellen, daß an den Klagen über Brunnenvergiftung, Hostienschändung, Ritualmord etwas daran sein müsse. Aber es leuchtet auch ein Unterschied ein. Bei jenen scheußlichen Anklagen war alles fiktiv, sie hatten nicht die geringste tatsächliche Unterlage, sie waren ganz und gar die Ausgeburt der von Haß-, Blutdurst und Fanatismus gereizten Phantasie des Volkes, welche auch sonst in jenen Zeiten seltsame Blüten trieb, einerseits und der absichtlichen verleumderischen Ausstreuungen solcher Elemente andererseits, welche an der Verfolgung und Vernichtung der Juden ein persönliches Interesse

hatten. Anders verhält es sich jedoch mit den wirtschaftlichen Klagen. Hier steht eine gewisse Summe von Tatsächlichem fest.

Die Juden haben sich überwiegend im Handel und Geldgeschäft betätigt. Sie haben auf diesem Gebiet relativ größere Erfolge gehabt als ihre Konkurrenz. Deren Klage hat also einen gewissen Halt in der Wirklichkeit, wie sie auch sonst die Klage des Besiegten über den Sieger hat; deswegen ist es billig, ihre Klageschrift wenigstens zu lesen, wenn man sich auch nicht alle ihre Beschwerden im einzelnen aneignen wird. In der Tat versteht Sombart es hier, mit seltenem Geschick die Spreu vom Weizen zu sichten und aus diesem schlechten, von Unkraut strotzenden Acker eine im ganzen recht annehmbare und erträgliche Ernte zu erzielen.

Und das Resultat ist ein verblüffendes. Um es gleich vorwegzunehmen, wir dürfen die Juden, ohne uns der Uebertreibung schuldig zu machen, mit jenen großen Entdeckern und Erfindern, jenen Kündern neuer Wahrheiten in eine Reihe stellen, welche von ihren Zeitgenossen, welche sie nicht verstanden oder denen sie unbequem waren, verspottet und verhöhnt, verfolgt oder gar zu Tode gemartert wurden, denen erst eine spätere, bessere, einsichtsvollere und aufgeklärtere Zeit Gerechtigkeit widerfahren ließ. All' das, was die Konkurrenz den Juden vorwarf, alle die Handelsgrundsätze, Methoden und Bräuche, welche in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert dem erbittertsten Widerstande begegneten, deren Hauptträger und Verfechter Juden waren, sie haben sich in der modernen Zeit der kapitalistischen Entwicklung nicht nur durchgesetzt, sondern sind Gemeingut der gesamten kaufmännischen Welt ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität geworden, ohne die man sich keinen modernen Geschäftsbetrieb, kein modernes Unternehmen mehr denken kann. Und es ist kein Zweifel, daß, als die wirtschaftlich zurückgebliebenen Kreise

der Bevölkerung, als Altzünftlertum und Kleinkrämergeist sich zu einem letzten Verzweiflungskampfe gegen die Modernisierung des Wirtschaftslebens erhoben, diese Bewegung in der Gestalt des Antisemitismus sich mit elementarer Wucht zuerst gegen die Juden richtete, weil sie in ihnen die Hauptvertreter des modernen kapitalistischen Geschäftsgeistes vor sich sah. Es verlohnt sich deshalb und ist von nicht bloß historischem, sondern hochaktuellem Interesse, von diesen alten Klagen der judenfeindlichen Geschäftskreise ein wenig Notiz zu nehmen. Wer die letzten drei Jahrzehnte als aufmerksamer Beobachter mit durchlebt hat, wird erkennen, daß sie alle in den Hetzartikeln der antisemitischen Presse wie in den parlamentarischen Anträgen der antisemitischen oder sogenannten Mittelstandspolitiker ihre fröhliche Auferstehung gefeiert haben, wie ja leider auch der schlimmere Wahnwitz des Mittelalters in der Verbreitung des Blutmärchens zu neuem Leben erwacht ist.

Es wird zuerst mehr allgemein geklagt, daß die Juden den anderen Kaufleuten den Verdienst, die Nahrung beeinträchtigen, daß sie ihnen das Brot vom Munde wegreißen. Als die Juden 1499 aus Nürnberg vertrieben waren, machen die Nürnberger Bürger, welche natürlich als Konsumenten ihren Vorteil suchen, ihre Einkäufe bei den Fürther Juden. Der Rat soll es ihnen verbieten.

Was soll sie aber in den Stand setzen, ihre Kundschaft besser zu bedienen wie die christlichen Kaufleute? „Ihre betrügerische Geschäftsführung", lautete die Antwort. „Juden betrügen, wie insgemein, also insonderheit." „Sie nähren sich vom Raube und Betruge, die nach ihren Begriffen keine Verbrechen sind."

Sombart weist nun nach, daß das, was man den Juden vorwirft, mit Betrug, auch wenn man den Begriff sehr weit faßt, etwa im Sinne einer absichtlichen Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit oder einer arg-

listigen, auf Vermögensschädigung gerichteten Täuschung, kaum etwas zu tun hat. Mit Betrug wird es bezeichnet, daß die Juden bei ihrer Geschäftsführung auf die bestehenden Rechts- oder Sittennormen nicht immer Rücksicht zu nehmen pflegten und gewisse traditionelle Gepflogenheiten der christlichen Geschäftsleute verletzten.

Im Mittelpunkte der mittelalterlichen Wirtschaftsanschauung bis in das 18. Jahrhundert hinein stand der Mensch. Wie der Bauer sein festbegrenztes Stück Land hatte, aus dem er seine sichere Nahrung zog, so sollte auch der Handwerker und Kaufmann seinen sicheren und festen Kundenkreis besitzen, aus dem er reichlich und bequem seinen Unterhalt beziehen konnte, ohne durch irgend welchen Wettbewerb gestört zu werden. Diese Idee findet sich, nebenbei bemerkt, auch im jüdischen Rechte in der Gestalt des sogenannten Marufia-(Kunden)rechtes, welches auch für die Geschäfts- und Konkurrenzverhältnisse der Juden untereinander strenge Regeln aufstellte.

Warum übten nun die Juden diese Vorschriften nicht auch gegenüber ihren christlichen Konkurrenten? Leicht erklärlich, das beruhte auf Gegenseitigkeit, und zwar waren nicht die Juden diejenigen, welche anfingen. Denn wir hören von Klagen auf geschäftlichem Gebiete erst seit der Zeit der Kreuzzüge, mit welcher ja bekanntlich die bürgerliche und wirtschaftliche Differenzierung der Juden begann.

Ich will hier eine allgemeine Bemerkung machen, die zur Beurteilung der folgenden Partien des Sombart'schen Buches von Wert ist, mit der ich mich in einen gewissen Gegensatz zu ihm stellen möchte.

Wenn die Juden zu Exponenten einer auf den reinen Erwerb gerichteten, auf den Menschen als solchen weniger Rücksicht nehmenden Wirtschaftsführung geworden sind, so sind sie dies unfreiwillig geworden, jedenfalls lag in dem spezifisch Jüdischen, was ja greifbar und kontrollier-

bar nur in den rechtlichen und wirtschaftlichen Gesetzen und Institutionen der Bibel und der talmudischen Literatur uns vorliegt, nicht der letzte Anlaß dazu.

Auch die altjüdische Wirtschaftsauffassung, wenn man von einer solchen reden darf, war eine auf den Menschen gerichtete. Nicht der Gütererwerb, sondern die פרנסה, die Ernährung und Erhaltung des Menschen, ist das Hauptziel aller Wirtschaftsbetätigung. Diese ist ihr das schwierigste und wundersamste Problem. So heißt es: קשין מזונותיו של אדם כפלים כיולדה. Die Ernährung des Menschen ist doppelt so schwer wie die Geburt (Pesachim 118a), יותר מן הגאולה schwerer als die Erlösung, כקריעת ים סוף so schwer wie die Spaltung des Schilfmeeres. Selbst die Strenge des Gesetzes mildert sich, wenn die wirtschaftliche Existenz auf dem Spiele steht התורה חסה על ממונם של ישראל (Joma 39a; 44b; Chullin 49b). „Ihr sollt hüten meine Satzungen und meine Rechte, welche der Mensch erfüllet, auf daß er durch sie lebe; ich bin der Ewige (Lev. 18, 5). Ramban findet in diesem Verse ausgedrückt, daß die ganze Rechtsordnung zur Erhaltung des Menschen und zur Förderung des gesellschaftlichen Zusammenlebens geschaffen sei. Nicht bloß die eigene, auch die fremde Existenz ist zu berücksichtigen. „Dein Bruder soll mit dir leben." (Lev. 25, 35, 36),

Damit steht nun alles in Uebereinstimmung, was wir an bedeutsamen wirtschaftlichen Institutionen aus dem jüdischen Gesetz kennen. Eine Summe von Vorkehrungen finden wir da, welche fast alle systematisch darauf zielen, eine Anhäufung von Kapitalien zu hindern. Das Jubeljahr sowie die Tatsache, daß die Priester gar nicht, die Leviten nur spärlich mit Land ausgestattet werden, hemmt die Bildung eines weltlichen oder geistlichen Großgrundbesitzes, der aus seinen Ueberschüssen Kapitalien ansammeln könnte. Daß den Priestern und Leviten nur Naturalabgaben gewährt werden, wirkt in derselben

Richtung. Das Verbot der אונאה, der Uebervorteilung, welches mehr als ein Sechstel Gewinn zu nehmen untersagte, erschwerte die Bildung von Kapitalien im Warenhandel, und das Zinsverbot hatte die gleiche Wirkung im Geldhandel. Nehmen wir dazu das schon erwähnte Kundenrecht, so war für die Existenz des Einzelnen, für die Erhaltung des Familienbesitzes genügend Vorsorge getroffen. Fügen wir noch hinzu das humane jüdische Arbeiterrecht (Siehe Farbstein: Das Recht der unfreien und der freien Arbeiter nach jüdisch-talmudischen Recht. Frankfurt a. M. 1896), die mustergültige Armenpflege, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß auch der Jude nach seinen überlieferten Anschauungen den Menschen als Ziel des wirtschaftlichen Getriebes ansehen mußte, daß vielleicht die ganze mittelalterliche Auffassung zum größten Teile auf der jüdischen, soweit sie in der Bibel begründet ist, beruht. So könnte man vielleicht als Gegenstück zum Sombartschen Buche ein Werk schreiben mit dem Titel: „Judaismus und Sozialismus" und damit den Beweis liefern, daß der jüdische Geist sich von jeder Einseitigkeit auch auf ökonomischen Gebiete zu bewahren wußte.

Er würde dann auch mit der allerneusten Wirtschaftsrichtung, die über den reinen Kapitalismus hinausgehend, sich in sozialisierenden Tendenzen bewegt, nicht in Widerspruch stehen, wie ja, was wohl nicht bestritten werden kann, auch an dieser Entwicklung die Juden einen reichen theoretischen und praktischen Anteil genommen haben.

Immerhin ist zuzugeben, die Juden sind Förderer des Kapitalismus geworden, aber im Gegensatz zu ihren eigenen Traditionen. Sie konnten den Völkern, mit denen sie Geschäfte trieben, die Vorteile ihrer eigenen menschenfreundlichen Gesetze nicht gewähren, und sie mußten so handeln im Zustande der Notwehr, weil keine Gegenseitigkeit vorhanden war. So erklärt sich schon die biblische Erlaubnis, von Nichtjuden Zinsen zu nehmen, weil diese

auch von Juden nahmen. Die Kirche z. B. erlaubte ausdrücklich die Zinsnahme von Heiden und Juden (Siehe: Neumann, Geschichte des Wuchers S. 22). Behandelte die christliche Kaufmannschaft des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit die Juden als Auswurf und Parias und suchte sie in jeder Weise vom Geschäfte auszuschließen, so hatten diese keinerlei Veranlassung, die Sitten und Gepflogenheiten eines Kreises zu achten, von dem sie ausgeschlossen waren. Ja, sie waren gezwungen, sie zu übertreten und konnten sich dabei auf das ewige Menschenrecht der Selbsterhaltung berufen. Heftet man dem Juden einen gelben Fleck oder einen Leibzoll an, so ist es Heuchelei, sich darüber zu entrüsten, wenn er sich ihm auf jede Weise zu entziehen sucht. Das Gleiche gilt von jedem Ausnahmerecht, mag es sich nun gegen die Juden oder gegen irgend eine andere Volksklasse richten.

Sombart verkennt übrigens nicht, daß die Juden nicht die einzigen waren, welche gegen Recht oder Sitte verstießen. Er weist darauf hin, daß die kaufmännische Moral in jenen Zeiten keineswegs besonders hochstand. Im Anfang des 18. Jahrhunderts erschien ein „Betrugslexikon" von Georg Paul Hönn, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen nebst denen darwider guten Theils dienenden Mitteln enthalten sind, welches uns einen lehrreichen Einblick in die Pfiffe und Kniffe der damaligen Kaufmannschaft tun läßt. Der Verfasser der „Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft" (1742) meint z. B.: „so sind heutigen Tages gar wenig Waaren zu finden, welche nicht einer Verfälschung sollten unterworfen sein". Der betrügerische Bankrott bildete im 17. und 18. Jahrhundert ein ganz besonders häufiges und schwer zu lösendes Problem. Ein englischer Schriftsteller bemerkt: „Unsere Landleute geben durch ihr ungeheures Aufschlagen auf die Preise aller Welt zu verstehen, daß sie jedermann betrügen würden, wenn es in ihrer Macht stünde".

Wenn nun aber allerorten gesündigt wurde, welches war die spezifisch jüdische Sünde? Sombart meint, daß es sich bei den Verstößen der Juden nicht um die vereinzelte Unmoral eines einzelnen Sünders, sondern um die von der Gesamtheit der jüdischen Geschäftsleute gebilligte Geschäftspraxis handelt. Die Juden hätten bei ihrem Tun das Bewußtsein gehabt, die richtige Moral, das richtige Recht gegenüber einer unsinnigen Rechts- und Sittenordnung zu vertreten. Er unterscheidet zwischen Kapitalvergehen gegen das Eigentum, gegen Gebote und Verbote, die sich aus der Institution des Eigentums an sich richten und solchen, die sich aus bestimmten Formen und Handhabungen des Eigentumsrechtes ergeben. Erstere unterlagen in allen Zeiten, solange es überhaupt ein Eigentumsrecht gab, der gleichen Beurteilung. Sie wurden wohl auch von Teilen der Judenschaft verübt, aber von den anständigen Juden jederzeit verurteilt. Letztere unterlagen in verschiedenen Zeiten einer verschiedenen Beurteilung, je nach den im Laufe der Zeit sich wandelnden Anschauungen von der Art und Weise, wie man das Eigentum gebrauchen dürfe. Er will nun diejenigen Rechtsbeugungen nahmhaft machen, für die man den consenius omnium innerhalb der jüdischen Geschäftswelt voraussetzen darf, und von denen man dann auf das Vorhandensein einer besonderen jüdischen Wirtschaftsgesinnung schließen dürfe. Er glaubt feststellen zu können, daß der Jude stets der reinere Geschäftsmann gewesen sei, der in Geschäften eben nur das Geschäft kannte, dem im Geiste echt kapitalistischer Wirtschaft allen naturalen Zwecken gegenüber der Primat des Erwerbszweckes feststand. Er beruft sich zum Beweise dafür auf die Memoiren der Glückel von Hameln (1654—1724). Er sieht in dieser außergewöhnlichen Frau einen wahrhaft lebendigen Typus der damaligen Juden. Er habe immer wieder an die Frau Rat denken müssen, wenn er diese Memoiren las,

in denen ein ganzer Mensch uns ein wahrhaft reiches Leben erzählt habe.

Hier findet er nun, daß alles Dichten und Trachten dieser Frau und aller anderen Personen, von denen sie etwas zu berichten hat, sich um das Geld dreht. Obwohl die eigentlichen Geschäftsberichte in den Memoiren nur einen kleinen Raum einnehmen, sei darin dach auf 313 Seiten an 609 verschiedenen Stellen von Geld, Reichtum und Erwerb die Rede. Vor allem stehe im Mittelpunkte des Interesses die pekuniär vorteilhafte Heirat. Er möchte diese früher ganz übliche eigentümliche Behandlung der Heiraten bei den Juden allgemein als ein Symptom betrachten für ihre starke Bewertung des Geldes und vor allem für ihre Neigung, auch die unschätzbarsten Dinge in den Kreis geschäftlicher Erwägungen zu ziehen. Er führt ferner das bekannte Schicksal von Salomon Maimon an, der mit 11 Jahren den Talmud stofflich und formell so vollständig beherrschte, daß er als Bräutigam gesucht wurde. Sein dürftiger Vater verschaffte ihm zum Uebermaß aus Spekulation zwei Bräute zugleich, ohne daß der junge Bräutigam eine zu sehen bekam. Sombarts Gerechtigkeitsgefühl läßt ihn allerdings hinzufügen. In nichtjüdischen Familien sei vielleicht das Geldinteresse ebenso lebendig, man wolle es nur nicht zugeben; man heuchle. Es muß aber doch etwas spezifisch Jüdisches geben. Das liege in der Naivität, der Selbstverständlichkeit, der Unverblümtheit, mit der das Geldinteresse in den Mittelpunkt aller Lebensinteressen gestellt wird.

Wenn man Sombart in dieser Methode seiner Schlußfolgerungen folgen wollte, so könnte man vielleicht sagen: Wagners Nibelungen sind sicherlich das prägnanteste Werk echt germanischer Eigenart des 19. Jahrhunderts, welches nicht nur ein Bild der sagenhaften germanischen Vorzeit bieten will, sondern auch sicherlich die echt deutsche Art der modernen Zeit wiederspiegelt.

Der Hauptkonflikt dieses Dramas beruht nun aber im Kampfe um das Gold. Immer wieder ist die Rede von Gold, Hort, Ring, Geschmeide. Das Gold ist der oberste Herrscher der Welt. Für diesen Schatz wollen viele der handelnden Personen auf alle reinen Freuden und Genüsse dieser Welt verzichten. Also muß die Gier nach Gold etwas spezifisch Deutsches sein, der selbst die höchsten Lebensinteressen geopfert werden.

Aber Scherz beiseite, wenn tatsächlich in den Memoiren der Glückel von Hameln viel von Geschäft und Geldinteressen die Rede ist, so erklärt sich dies daraus, daß in sehr vielen jüdischen Häusern die Frau die Führerin des Geschäfts und die Vertreterin der praktischen Interessen war, während der Mann oft ganz in den geistigen Interessen des Talmudstudiums aufging. Das war schon im Mittelalter der Fall (Siehe meine Arbeit: „Geldhandel der deutschen Juden, während des Mittelalters" S. 99), und wurde sicherlich in der neueren Zeit nicht anders. Und wenn die Frau das Geschäft nicht selbst betrieb, so nahm sie sicherlich den lebhaftesten Anteil daran. Was sollte ihren Geist beschäftigen? Theater, Literatur, Politik gab es damals kaum und gewiß nicht für die Juden. So mußte ihr Leben ausgefüllt sein von ihrer Religion, ihrer Familie und eben ihrem Geschäft.

Was nun die eigentümliche Behandlung der Heiraten betrifft, so ist zu bedenken, daß die Verlöbnisse und Ehen in sehr jungen Jahren, oft noch im Kindesalter geschlossen wurden. Da war es selbstverständlich, daß die Eltern für die Kinder wählten. Sollte etwa der elfjährige Maimon sich selbst eine Braut aussuchen? Daß bei der Wahl die materiellen Interessen nicht allein im Vordergrunde standen, beweist doch eben gerade die hohe Bewertung des Talmudstudiums.

Der reichste Vater schätzte sich glücklich, für seine Tochter einen tüchtigen Bachur zu gewinnen, nicht etwa weil diesem vielleicht später eine fette Pfründe in Aussicht stand — bis zum 15. Jahrhundert gab es überhaupt keinen besoldeten Rabbiner, und auch dann war ihr Einkommen ein spärliches, meist auf freiwilligen Gaben beruhendes, die meisten Bachurim wurden überhaupt später Männer des praktischen Lebens — sondern in idealer Wertschätzung des talmudischen Wissens an sich.

Andererseits ist die offene, ungeheuchelte Berücksichtigung materieller Interessen bei der Eheschließung überhaupt keine spezifisch jüdische Erscheinung. Sie findet sich in allen jenen Ständen, wo ein so hoher Wert auf die Erhaltung des Familienglanzes und Familienbesitzes gelegt wird, daß das individuelle Recht des einzelnen auf persönliches Glück, persönliches Sichausleben zurücktreten muß. Ich nenne den Großbauernstand, den Adel, die Fürsten und Dynastengeschlechter, bei denen oft um die Mitgift in einer Weise gefeilscht wird, die auch in jüdischen Kreisen kaum ihres gleichen haben dürfte.

Und schließlich hat denn das jüdische Familienglück unter der Art, wie die jüdischen Ehen geschlossen wurden, irgendwie gelitten? Ich möchte hier die wunderbare Schilderung der jüdischen Familie, wie sie Sombart selbst in einem späteren Abschnitte gibt, anführen, eine Schilderung, wie ich sie kaum je von einem Nichtjuden in so reiner und unverhohlener Anerkennung gehört oder gelesen habe, für die wir ihm von Herzen dankbar sein müssen: (S 277—79).

„Die Pflege und Verfeinerung des Familienlebens ist doch recht eigentlich als das Werk der jüdischen Weisen (und freilich auch des äußeren Schicksals der Juden) anzusehen. Denn offenbar gewinnt die Frau zuerst im Judentum die hohe Achtung, die allein die Grundlage eines inner=

lichen und auf die Lebenshaltung des Mannes nachhaltig wirkenden Familienlebens bilden kann. Und alles, was äußerliche Bestimmungen und ermahnende Zureden tun können, um ein in sich wohl geordnetes Familienglück zu erzeugen, das haben die Talmudisten und Rabbinen durch den Erlaß ihrer Vorschriften über die Eheschließung, das Zusammenleben der Ehegatten, die Kindererziehung u. s. w. nach Kräften zu leisten versucht.

Daß das Eheleben bei den frommen Juden heute heiliger gehalten wird, als bei den Angehörigen anderer Konfessionen, erweist äußerlich die Statistik der unehelichen Geburten .....

Erst das Familienleben, wie es die Juden führten und einführten, in das der Mann seine höchsten Lebenswerte hineinträgt, aus dem er Kraft und Frische und Mut und Interesse an der Erhaltung und Ausgestaltung seines Lebensspielraums herausnimmt, erst dieses Familienleben, dürfen wir annehmen, schafft Kraftzentralen für männliches Wirken, die groß genug sind, um damit ein so mächtig viel Kraft heischendes Wirtschaftssystem wie das kapitalistische in Betrieb zu setzen. Die Auslösung so großer Energien, wie sie dieses Wirtschaftssystem erforderlich macht, können wir uns nicht gut denken ohne die Vermittelung der psychologischen Antriebe, die das Interesse an der nicht nur sozial, sondern vor allem individual-geistiggemütlich erfaßten Einzelfamilie im Manne erzeugt."

Das sind goldene Worte, die aber doch nur eine Umschreibung des alten Segens sind: „Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel." (Numeri 24, 5). Möchten sie besonders auch nach innen wirken und eine Mahnung sein für alle jene Kreise, welche gerade

diese Lehren und Satzungen der Bibel und der Talmudisten als veraltet und nicht mehr zeitgemäß ausmerzen wollen!

Um wieder auf die besondere Geschäftsbetätigung der Juden zurückzukommen, so achteten sie nicht die zunftgemäßen Schranken der einzelnen Branchen. Die Trödelläden, in denen Sombart das Urbild des modernen Warenhauses sieht, spotteten jeder zunftmäßigen Gliederung. Sie sind ferner Rebellen gegenüber dem merkantilistischen Staat und treiben den verpönten Einfuhrhandel, überschwemmen z. B. anfangs des 19. Jahrhunderts Deutschland mit den billigen englischen Waren. Sie sind rührig im Geschäft und gefährliche Konkurrenten. Sie warten nicht bis der Kunde zu ihnen kommt, sondern suchen ihn auf und spüren ihm nach. „Sie liefen den Reisenden in die Hotels, dem Adel in die Schlösser, den Studenten auf ihre Buden." Sie haben zahlreiche Unteragenten und suchen durch sie zur Kundschaft zu gelangen.

„An die Kunden heranzukommen", ist die Losung. Sombart erinnert daran, wie heute dieser Grundsatz auch die große Industrie beherrscht, wie die geniale Organisation etwa der A. E. G. nicht anderes bezweckt als dieses.

So sind sie diejenigen, welche sich mit größtem Nutzen der Reklame im weitesten Sinne des Wortes bedienen.

Zu diesem mehr äußerlichen Kundenfang, wie S. es nennt, kommt nun der mehr innerliche, der die Waren so darbietet, daß die Kunden herbeiströmen. Kulanz im allgemeinsten Sinne nennt S. diese Politik des Geschäftsmannes. Sie verkaufen billiger als der christliche Geschäftsmann. Sie konnten es, weil sie es verstanden, Warenmassen, die eigentlich dem Verkehr entzogen waren, wie verbotene, verpfändete, konfiszierte, verlegene, auf Auktionen erstandene, reglementswidrig hergestellte wieder in den Verkehr zu bringen. Sie sind die Väter des Surrogats.

Vor allem können sie billiger liefern, weil sie weniger Ansprüche an das Leben stellen und in ihrer Abgeschlossenheit weniger Gelegenheit haben, Geld für eigene Bedürfnisse auszugeben.

Ein guter Beobachter, der Ende des 18. Jahrhunderts Deutschland bereiste, fällt folgendes Urteil:

„Man sieht aber hieraus nun wohl ein, wo der Grund der Klage allenfalls liegt. Kein anderer ist der, als der verschwenderische Stolz des hochmütigen Krämers, der bei seinem Handel auf den Pracht so vieles verwendet, daß es ihme, niedrige Preise zu setzen, versaget. Dank des Publikums seye also dem Juden, der durch frugalere Lebensart demselben Gewinn ist und den unnötig Aufwand machenden Krämer dahin bringt, entweder eine bessere Haushaltung zu führen oder bald zu verderben."

Das Wichtigste aber ist, wie die Gegner sagen: Sie haben einen Trick herausgefunden, mittels dessen es ihnen gelingt, trotz eines geringeres Aufschlages auf die Waren doch einen ebenso hohen Profit zu machen als ihre christlichen Konkurrenten: sie beschleunigen den Umsatz. Sie sind die Väter des Grundsatzes: Kleiner Nutzen, großer Umsatz. Sie haben endlich die Ratenzahlung bei Abnahme von größeren Posten oder von kostspieligen Gegenständen eingeführt.

Wir sind am Ende des ersten Teiles angelangt, welcher den Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft schildert, und wir dürfen trotz aller Einwendungen im Einzelnen dem Verfasser Recht geben, wenn er sagt, daß seine Darstellung hier wohl berichtigt und ergänzt, aber in ihren Grundzügen nicht erschüttert werden kann.

Kapitel IV.

Die Befähigung der Juden zum Kapitalismus.

Nachdem Sombart in dem ersten, rein historischen Teil seines Werkes eine Darstellung des Anteils der Juden an der Entwicklung der modernen Volkswirtschaft gegeben hat, sucht er im zweiten Teil nach den Gründen, welche die Juden zu dieser Wirksamkeit befähigten. Er will mit den früheren nebelhaften und unbestimmten Vorstellungen von einer besonderen Befähigung „zum Wirtschaften", „zum Handel", „zum Schachern", „zum Geschäftchen machen" aufräumen und feste und bestimmte Begriffe an ihre Stelle setzen. Er unterscheidet zwei Arten von Gründen und sucht dies an einem anschaulichen Beispiel klarzulegen. Wenn einer einen Ertrinkenden vom Tode rettet, so kann er dieses Hilfswerk vollbringen, weil er gerade an der Stelle des Ufers stand, wo ein Kahn angebunden war oder ein Rettungsgürtel hing; seine zufällige Anwesenheit an jenem Orte setzte ihn in den Stand, mit dem Kahn hinauszurudern, den Rettungsgürtel hinabzuwerfen. Oder er kann die Tat tun, weil er unter Hunderten, die am Ufer stehen, derjenige ist, der den Mut hat, ins Wasser zu springen, und der so gut schwimmen kann, daß er zu dem Ertrinkenden hingelangt und ihn lebend aus dem Wasser zieht. Im ersteren Falle ist das Rettungswerk in objektiven Umständen, im letzteren in der subjektiven Eignung des Menschen begründet gewesen. So kann man auch von

einer objektiven oder subjektiven Eignung der Juden für den Kapitalismus reden. Sombart will diese Frage streng wissenschaftlich und wahrheitsgemäß, ohne jede Voreingenommenheit, erörtern, sodaß ihm jeder folgen kann: der Assimilationsjude ebenso wie der Nationaljude; der Rassengläubige ebenso wie der Milieufanatiker; der Antisemit ebenso wie der Bekämpfer des Antisemitismus. Und wer sein Werk ernst und aufmerksam liest, wird ihm die Ehrlichkeit seines Strebens zugeben. Und doch ist es ihm nicht gelungen, für sein Buch die Aufnahme zu finden, die er so gern wünscht. Die Parteien sind darüber hergefallen, und Parteien wollen nicht überzeugt werden, sie suchen nur Agitationsmaterial. Die Nationalen sind entzückt, daß hier eine jüdische Sonderart festgestellt wird. Die Assimilationsjuden wieder sind entrüstet, wenn man überhaupt über Juden schreibt, und gar erst, wenn man ihnen überhaupt eine besondere Befähigung für irgend etwas, und wäre es auch das Höchste und Edelste, zuschreibt.

Aber hören wir erst einmal, wie Sombart den kapitalistischen Unternehmer schildert, als dessen Muster er den Juden hinstellt, und fragen wir uns dann, ob dies etwas ist, dessen wir uns schämen oder das wir von uns abweisen müßten. Zwei Persönlichkeiten vereinigen sich in ihm, er ist Unternehmer und Händler. Der Unternehmer wird analysiert als Erfinder von ökonomisch-organisatorisch neuen Formen der Produktion, des Transportes und des Absatzes, als Entdecker von neuen Absatzmöglichkeiten, als Eroberer, der mit Entschlossenheit und Kraft alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, niederkämpft, als Organisator, der viele Menschen zu einem glücklichen und erfolgreichen Wirken zusammenfügt. Der Händler muß sein ein spekulierender Kalkulator, ein Geschäftsmann und Verhändler.

Ich glaube, wir dürften mit diesem großzügigen Bilde, welches Sombart vom Juden entwirft, zufrieden sein. Keine Partei im Judentum, wenn sie überhaupt noch Sinn für das Judentum und jüdisches Selbstbewußtsein hat, dürfte es aus Parteirücksichten ablehnen. Wir stehen heute in der Beurteilung des Kaufmannsstandes überhaupt anders und besser da, wie vielleicht vor einem Menschenalter, und nähern uns immer mehr englischen und amerikanischen Verhältnissen. In Amerika spendet man einem das höchste Lob, wenn man von ihm sagt: „Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann." In England ist ein großer Teil der höchsten Aristokratie an geschäftlichen und industriellen Unternehmungen beteiligt. Ein anderer Teil besteht direkt aus erfolgreichen und geadelten Geschäftsleuten. Bei uns hat man früher über den Kaufmannsstand die Nase gerümpft, und tut es in beschränkten und zurückgebliebenen Kreisen vielleicht heute noch. Seitdem aber Deutschland mit einem wachsenden Anteile in den Weltverkehr eingetreten ist, seitdem es gilt, jährlich fast für eine Million neuer Menschen immer weiteren Nahrungsspielraum zu schaffen, seitdem ist man immer mehr von der Notwendigkeit einer ausgebreiteten Handelstätigkeit überzeugt. Nachdem es selbst einen Fürstenkonzern gibt, durch den Mitglieder unserer ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechter aus Börsen- und Handelsunternehmungen ihre Gewinne ziehen, braucht es der Jude nicht mehr übel zu nehmen, wenn man sagt, er habe eine besondere Begabung für den Händlerberuf Eine besondere Begabung für die Handelstätigkeit haben, ist in unseren Tagen ein großes Lob. Man ist dadurch in der Lage, gerade diejenigen Unternehmungen fördern zu können, welche für die Hebung der Macht und des Ansehens unseres Vaterlandes am nötigsten sind.

Eine andere Frage ist es, ob wir wirklich diese hervorragende Gabe besitzen, ob wir uns durch sie vor

andern in solchem Maße auszeichnen, daß sie als spezifische Eigenart des jüdischen Volkes hingestellt werden kann, ob nicht ein jedes andere geistig begabte Volk unter gleichen Verhältnissen, unter derselben weltgeschichtlichen Konjunktur, die gleichen wirtschaftlichen Leistungen aufzuweisen gehabt hätte, ob wir nicht Sombart zurufen müssen: „Sie meinen es sehr gut mit uns, sehr verehrter Herr Professor. Es ist eine stolze und glänzende Rolle, welche Sie uns Juden, die wir doch auf geistig-sittlichem Gebiete schon so Großes geleistet haben, nun auch auf dem materiellen Gebiete des Wirtschaftslebens spielen lassen. Aber wir fürchten uns vor so viel Glanz. Wir haben schon genug unter dem Neide und der Mißgunst gelitten. Wir wollen keine neuen Lorbeeren, um dem Hasse nicht neue Nahrung zu gewähren. Wir wollen bleiben, was wir gewesen sind, das Volk der Religion, das da danket seinem Gotte, nicht weil er ihm Reichtümer und Schätze und wirtschaftliche Erfolge geschenkt hat, sondern weil er uns erwählt hat von allen Völkern und uns seine Thora gegeben hat."

Historische und nationalökonomische Theorien haben gegenüber den naturwissenschaftlichen den Nachteil, daß sie sich nicht durch Experiment erweisen lassen. So steht es auch mit der Sombart'schen Theorie über die Juden und das Wirtschaftsleben. Hier kann erst die zukünftige Entwicklung zeigen, wer recht hat. Haben die Juden eine angeborene, rassenmäßige Begabung für den Handel, die ihnen, sozusagen, im Blute liegt, so kann ihnen diese nicht genommen werden. Wenn auch die äußeren objektiven Umstände wegfallen, welche bisher ihren hervorragenden Anteil am Wirtschaftsleben bestimmt haben, so muß dieser doch bleiben, denn Rasse bleibt Rasse, und angeborenes Handelsgenie kann nicht unterdrückt werden.

Wie aber, wenn, wie Sombart selbst auf Seite VIII seiner Einleitung bemerkt, schon jetzt eine wirkliche Zurückdrängung des jüdischen Elementes auch auf diesem Gebiete stattfindet? Sombart selbst erklärt dies damit, daß die Nichtjuden sich den Anforderungen des kapitalistischen Systems mehr angepaßt haben, sie haben gelernt; die Juden hingegen haben durch die Veränderungen, die ihr äußeres Schicksal erfahren hat (Besserung ihrer bürgerlichen Stellung, Abnahme des religiösen Sinnes) aus äußeren und inneren Gründen einen Teil der ihnen früher eigenen Befähigung zum Kapitalismus eingebüßt. Also der träumerische, in sich versunkene deutsche Waldmensch kann doch noch ein besserer businessman werden, als der starre, ziel- und zweckbewußte jüdische Wüstenmensch? Geschäftliche Tüchtigkeit kann also nicht bloß von einzelnen, sondern von ganzen Völkern erlernt werden? Sinkt damit nicht nach Sombarts eigenem Ideengang die so fein und geistreich ersonnene Theorie in sich selbst zusammen? Aber wie gesagt, das wird die Zukunft lehren. Freuen wir uns indessen weiter mit dem, was uns Sombart an Positivem und Richtigem in seinem genialen Werke gegeben hat.

Die objektive Eignung der Juden zum Kapitalismus findet Sombart in vier Momenten begründet, in ihrer räumlichen Verbreitung, ihrer Fremdheit, ihrem Halbbürgertum und ihrem Reichtum. Als natürliche Folge der Zerstreuung der Juden über alle Länder der bewohnten Erde, wie sie sich in neuerer Zeit besonders durch die Vertreibung aus Spanien und durch die Rückströmung aus Polen vollzog, ist es anzusehen, daß Teile einer und derselben Familie an den verschiedensten Zentren des Wirtschaftslebens sich ansiedelten und große Welthäuser mit zahlreichen Filialen bildeten. Was sich christliche Häuser erst mit Not und Mühe schaffen mußten, was sie aber nur in den seltensten Fällen in gleich vollkommener

Weise erreichten, das nahmen die Juden von Anbeginn ihrer Tätigkeit mit auf den Weg: Die Stützpunkte für alle internationalen Handels- und Kreditoperationen: die „great correspondance", die Grundbedingung erfolgreicher internationaler Geschäftstätigkeit. Daß die flüchtigen Juden mit Vorbedacht den Strom des Handels von den Ländern, die sie vertrieben hatten, ablenkten, um ihn denjenigen zuzuführen, die sie gastlich aufgenommen hatten, bezweifle ich, das machte sich ganz von selbst.

Sehr hübsch wird die eigentümliche Bedeutung des jüdischen Internationalismus für die Entwickelung des modernen Wirtschaftslebens in einem Bilde aus einer Korrespondenz des Spektator vom 27. September 1712 veranschaulicht. Hier heißt es: „Sie sind so über alle handeltreibenden Teile der Welt zerstreut, daß sie die Werkzeuge geworden sind, durch welche die entferntesten Nationen mit einander verkehren und durch welche die Menschheit in eine allgemeine Verbindung zusammengeknüpft wird. Sie sind gleich den Pflöcken und Nägeln in einem großen Gebäude, welche, obwohl an sich wenig geschätzt, doch unbedingt notwendig sind, um das ganze Gerüst zusammenzuhalten".

Indessen darf man die Bedeutung des Zusammenhangs der Juden untereinander auch nicht übertreiben. Dies geschieht z. B. in einem merkwürdigen Bericht des französischen Gesandten im Haag aus dem Jahre 1698. Da ist die Rede von einer Organisation der Juden in Bruderschaften. Es werden genannt die von Venedig, Saloniki, Amsterdam, London und etliche geheime in Frankreich. Diese sollen einander systematisch Handelsnachrichten übermitteln. Jeden Sonntag sollen sie Versammlungen abhalten. Von den Rabbinern und Schriftgelehrten werden sie bei ihren Kreditoperationen unterstützt. Dieser Bericht trägt den Charakter des Abenteuerlichen an der Stirn. Der schlaue Diplomat hat sich einen

rechten Bären aufbinden lassen. Eine Parallele findet sich in neuester Zeit in dem, was vielfach über die Alliance Israélite gefabelt worden ist. Das Gleiche gilt von der Behauptung, daß der Jude früherer Zeit niemals als isoliertes Individuum, sondern als Glied der ausgebreitetsten Handelskompagnie in der Welt handelte. Das war leider nicht der Fall, so wenig wie heute. Sonst hätten die Juden mehr für sich erreicht. Die Gegensätze zwischen Sephardim und Aschkenasim, zwischen deutschen und polnischen Juden waren stark. Die Judenschaft jedes Ortes wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, wenn die Obrigkeit fremde Juden in ihrem Geschäftsgebiete zulassen wollte.

Ein fernerer Ansporn für die wirtschaftliche Regsamkeit der Juden soll ihre Fremdheit gewesen sein. Was die übrigen europäischen Nationen mit ihnen in der neuen Welt teilten, das hatten sie vor diesen in den Ländern der alten Kultur, Frankreich, England, Holland, Deutschland, wohin sie ihre neuen Wanderungen verschlugen, voraus: sie waren Kolonisten überall, wohin sie kamen und damit ohne weiteres zu ganz bestimmtem Verhalten und Handeln gezwungen.

Neusiedler müssen die Augen offen halten, damit sie sich in der neuen Lage rasch zurecht finden. Wenn die Alteingesessenen in ihren warmen Betten liegen, stehen sie draußen in der frischen Morgenluft und müssen erst trachten, sich ein Nest zu bauen. Sie müssen bedenken, wie die Wirtschaft am besten, am zweckmäßigsten eingerichtet werde, welchen Produktions- oder Handelszweig man wählen solle, mit welchen Personen man Beziehungen anknüpfen, welche Geschäftsgrundsätze man anwenden soll, um sich am schnellsten durchzusetzen.

Wenn S. hinzufügt: „Die bloße Tatsache, daß man es mit einem Fremden zu tun habe, hat zu allen Zeiten, die noch nicht von humanitären Erwägungen angekränkelt

waren, genügt, das Gewissen zu erleichtern und die Bande der sittlichen Verpflichtungen zu lockern, so mag man diesen Satz in seiner Allgemeinheit hingehen lassen." Weiter aber konstruiert er eine besondere „Fremdenmoral" für die Juden. „Brachte für einen Angehörigen des Wirtsvolkes," so meint er, „jeder zehnte oder hundertste Verkehrsakt eine Beziehung zu einem „Fremden", so erfolgten umgekehrt bei den Juden neun Akte von zehn im Verkehr mit Fremden, sodaß „der Verkehr mit Fremden für den Juden das Normale wurde, während er für die anderen die Ausnahme blieb." Dabei vergißt er aber erstens, daß die goldene Rücksichtslosigkeit, welche die Wirtsvölker im großen durch ihre Gewalt und Erpressungspolitik den Juden gegenüber übten, doch die etwaigen kleinen Tricks und Kniffe weniger skrupulöser jüdischer Geschäftsleute weit in den Schatten stellte. Wenn einer der vielen deutschen Landesherrn z. B. die Judenschaft seines Territoriums austrieb, ihre Güter mit Beschlag belegte und ihre Forderungen für erloschen erklärte, so war das allerdings nur ein von der „Fremdenmoral" diktierter Akt, der aber zur Verwilderung der Moral und meinetwegen zur Entwicklung eines rücksichtslosen, profitgierigen Kapitalismus mehr beitrug, als hundert anfechtbare Streiche jüdischer Geldleute. Dazu kommt, daß die Wirtsvölker ja nicht blos den Juden gegenüber Gelegenheit hatten, ihre Fremdenmoral zu betätigen. Was die Hanse in ihrer Blütezeit in den ihrem Handelsbereich unterstehenden nordischen Reichen leistete oder was die kolonisierenden Westeuropäer an Werken schamloser Ausbeutung gegenüber wehrlosen Indern, Negern und Indianern vollbrachten, beweist doch, daß es nicht erst der Juden bedurfte, um schrankenlose, durch keinerlei Zügel gehemmte Erwerbsgier und Profitsucht in ihnen zu erwecken, sondern daß sie die zur Entwicklung des modernen Kapitalismus nötige Eigenart in reichlichem Maße selbst zur Verfügung hatten.

Das dritte Moment, das Halbbürgertum der Juden, wird von Sombart in seiner Bedeutung unterschätzt. Er gibt zu, daß sie in ihrer wirtschaftlichen Stellung vielfach beschränkt waren. Aber er meint, diese Beschränkung sei doch nicht überall die gleiche gewesen, sie sei in den verschiedenen Ländern mannig abgestuft. An vielen Orten sei ihnen sogar zeitweilig der Handwerksbetrieb erlaubt worden. Auch habe man sich mit durch teures Geld erkauften Privilegien von den absoluten Herrschern manche Erleichterung erringen können. Das ist gewiß richtig. Aber gerade die Unsicherheit und Willkür, die auf diesem Gebiete allenthalben herrschte, war die Hauptursache, daß die Juden bei ihren alten und erprobten Gewerben blieben, in denen man sie brauchte und aus denen man sie nicht verdrängen konnte. Sie wollten sich nicht auf das Risiko einlassen, Berufe zu ergreifen, deren Ausübung man ihnen durch einen Federstrich, den Laune oder Mißgunst veranlaßte, wieder unmöglich machen konnte.

Treffend weist S. aber auf die Bedeutung der Stellung der Juden im öffentlichen Leben für ihre wirtschaftliche Betätigung hin. Sie sind von der Anteilnahme am öffentlichen Leben mehr oder weniger noch heute ausgeschlossen. Der Zugang zu den Staats- und Gemeindeämtern, zur Barre, zum Parlamente, zum Heere, zu den Universitäten war ihnen früher ganz versperrt. So mußte das Wirtschaftsleben die ganze Tatkraft, die im jüdischen Volke aufgespeichert war, aufnehmen. Wenn aus anderen Volksschichten die besten Talente an dem Wettbewerb um die Macht im Staate sich beteiligten, mußten sie im Judentum notgedrungen sich im Wirtschaftsleben betätigen. Sie mußten in diesem das Feld erblicken, auf dem sie das erobern konnten, was ihnen das Gesetz auf geradem Wege zu erringen versagte: Ansehen und Einfluß im Staate.

S. fügt hinzu: Dadurch sei bei den Juden politische Farblosigkeit entstanden, eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Staate, in dem sie lebten und noch mehr gegenüber der Regierung, die in diesem Staate jeweils das Heft in den Händen hatte. So sei es ihnen möglich gewesen, in Ländern wie Frankreich, die einen häufigen Systemwechsel erlebten, den verschiedenen Dynastien und Regierungen zu dienen. Sollte dies aber auch eine Folge der jüdischen Eigenart gewesen sein? Ich glaube, auch in diesem Punkte waren ihnen die Wirtsvölker die vorzüglichsten Lehrmeister. Ich weise auf die schweizerischen und deutschen Landknechte hin, welche dem dienten, der am besten zahlte. Das gleiche taten die großen italienischen und deutschen Kondottieri der Renaissancezeit und der Religionskriege. Der großen Masse der französischen Bourgeoisie, die nacheinander den Bourbonen, Louis Philipp und Napoleon und dann der Republik zujubelten, gegenüber fallen doch die paar Juden nicht ins Gewicht. Ueberhaupt darf man nicht vergessen: das ausgeprägte nationale und politische Verantwortlichkeitsgefühl, der gehobene Patriotismus ist bei allen Völkern, soweit er die Volksmassen ergriff, ein Erzeugnis der allerneuesten Geschichtsperiode. Und in dieser haben die Juden an politischem und patriotischem Interesse hinter anderen Volksklassen keineswegs zurückgestanden.

Der letzte Punkt, welchen Sombart in diesem Zusammenhange anführt, ist der Reichtum der Juden. Was er dazu bemerkt, ist im Kerne gewiß nicht unrichtig. Er leugnet nicht, daß es sehr viele arme Juden gibt und gegeben hat, daß auch die Juden nicht immer die allerreichsten gewesen seien. Er behauptet nur, daß unter den Juden, die seit dem 17. Jahrhundert in den europäischen Kulturstaaten des Westens und der Mitte so hervorragenden Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung nahmen, viel Reichtum verbreitet war, daß es unter ihnen sehr

viele reiche Leute gab und daß die Juden im großen Durchschnitt allerorts reicher waren als die sie umgebenden Christen. Er beweist dies zuerst durch Anführung von Listen reicher Steuerzahler aus England, Holland und Deutschland. Ich kann den Wert und die Bedeutung dieser Zahlen nicht im Einzelnen nachprüfen, da mir die von S. benutzte Literatur augenblicklich nicht zur Verfügung steht.

Er gibt aber auch eine Statistik für die neueste Zeit, das Jahr 1905, nach den Einkommens= und Vermögens=steuerverhältnissen in Preußen und Baden. Betrachtet man diese Tabellen, so erscheint es unwiderleglich, daß die Juden an den betreffenden Orten durchschnittlich fünf bis sieben mal vermögender sind, als die christliche Bevölkerung. Und doch gibt diese Statistik, die leider, was gewiß von S. nicht beabsichtigt ist, eine stark aufreizende Wirkung haben könnte, ein schiefes Bild. Wollte man als Gegenstück in den östlichen Provinzen eine Statistik des Vermögens der Großgrundbesitzer im Verhältnis zu ihrer Umgebung den armen Landarbeitern und Kossäthen entwerfen, oder etwa im Oberschlesischen und Rheinländisch=westfälischen Industriebezirk eine Uebersicht über das Vermögen der Großindustriellen im Verhältnis zu ihrer Umgebung, man würde wahrscheinlich noch ein ganz anderes Resultat erhalten. Nachdem der bei weitem überwiegende Teil der Juden nun einmal bei uns in Deutschland noch immer in Handel und Industrie beschäftigt ist, beweist eine solche Statistik nur die ganz selbstverständliche Tatsache, daß Handel und Industrie weit ertragreichere Gewerbe sind als alle anderen, wie Landwirtschaft im Kleinen, worum es sich in den badischen Gegenden handelt, oder Lohnarbeit und Beamten und Lehrerberuf. Ein richtiges Bild wird sich erst ergeben, wenn wir den Ertrag des jüdischen Handels und Gewerbes dem nichtjüdischen gegenüberstellen oder wenn wir eine Statistik in

solchen Ländern wie England und Teilen von Amerika hätten, wo auch der überwiegende Teil der nichtjüdischen Bevölkerung in Handel und Gewerbe tätig ist. Ich glaube, daß wir dann zu ganz anderen Resultaten kommen würden, die dem Gerede vom jüdischen Reichtum auch in dem beschränkten Umfange, wie es von S. aufrecht erhalten wird, endgültig den Garaus machen würden. Es würden sich dann auch sichere Anhaltspunkte dafür geben, inwieweit und ob der jüdische Handels- und Gewerbetreibende auch heute noch dem nichtjüdischen überlegen ist. Die Sombart'schen Zahlen beweisen nur etwas, woran niemand gezweifelt hat, und sind geeignet, den oberflächlichen Leser zu falschen Schlüssen zu verleiten. Warum es aber in Deutschland nicht gelungen ist — an Bemühungen hat es nicht gefehlt — eine größere Anzahl von Juden in nichtkapitalistische Berufssphären überzuführen, das ist eine andere Frage, auf die im weiteren noch Gelegenheit sein wird, des näheren einzugehen.

Kapitel V.

Kapitalismus und jüdische Religion. — Die anfechtbare Quellenbenutzung Sombarts. — Die strenge Gesetzestreue der Juden.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten und originellsten Teile der Sombartschen Ausführungen, welche eigentlich den Ausgangspunkt seines ganzen Werkes bilden, zu der Bedeutung, welche er der jüdischen Religion für die kapitalistische Tätigkeit der Juden einräumt. Er schlägt hier den umgekehrten Weg ein, den die allermodernste Geschichtsschreibung gewöhnlich zu gehen pflegte. Man hatte sich gewöhnt, rein geistige Erscheinungen wie Religion, Kunst und Wissenschaft durch wirtschaftliche Vorgänge zu erklären. Sombart sucht die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Juden aus ihrer Religion abzuleiten.

Es ist zuzugeben, daß er sich als Nichtjude und Nichttheologe eine ziemlich umfassende Kenntnis des jüdisch-religiösen Lebens angeeignet hat. Allerdings müßte man, um eine fremde religiöse Gemeinschaft zu verstehen, längere Zeit in ihrer Mitte gelebt, an ihrem religiösen Leben teilgenommen haben. Das hat S. natürlich nicht getan, und so schmeckt sein Urteil oft allzusehr nach Büchern. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der größte Teil der Literatur über Juden und Judentum von christlichen Theologen oder religiös mehr oder weniger liberal gesinnten Juden geschrieben worden ist. Erstere können von dem Gedanken der Inferiorität des Judentums gegenüber dem Christentum nicht loskommen. Letztere wieder legen ihre modernen

Ideen in das alte Judentum hinein. Unter diesen beiden Fehlerquellen leidet die Sombartsche Darstellung. Er teilt selbstverständlich die Ansicht der modernen Kritik über die Entstehung des biblischen Schrifttums. Zwar kennt er auch die Auffassung des orthodoxen Judentums und will für seinen Zweck diese allein verwerten, da ja allein die Art und Weise, wie die Juden selbst ihr heiliges Schrifttum auffaßten, sie in ihrem wirtschaftlichen Leben beeinflussen konnte. Er zitiert vielfach die Schriften von Samson Raphael Hirsch und das Religionsbuch von Stern. Er denkt natürlich nicht daran oder kann es auch nicht wissen, daß diese Bücher gegenüber den destruktiven Tendenzen der Zeit gerade die angegriffenen gesetzlichen Partieen des Judentums besonders hervorheben und begründen, ja oft mit allzuscharfer Pointe betonen. Es braucht deshalb nicht immer richtig zu sein, daß die Ansichten dieser Männer der modernen Kampfperiode auch die des Judentums der drei vorhergehenden Jahrhunderte waren, welches keine solchen Kämpfe zu bestehen hatte und deshalb eine ruhigere und allseitigere, sagen wir, in gewissem Sinne tolerantere Auffassung haben konnte. Immerhin wäre es zu begrüßen, wenn ein christlicher Schriftsteller die Religion und die historischen Erscheinungen des Judentums unparteiisch zu beurteilen vermöchte. Da stehen aber wieder unsere eigenen reformiert-liberalen Schriftsteller im Wege. S. zitiert mit Vorliebe Graetz, weiß aber, scheint es, nicht, daß es für diesen Historiker — dessen große Verdienste wir hier absolut nicht schmälern wollen — zwei Dinge gab, die auf ihn wie ein rotes Tuch einwirkten, das sind die Kabbala und der einseitige Talmudismus. So kann S. solchen Gewährsmännern folgend über die Kabbala das Urteil fällen: „Die Kabbala (zu Unrecht Mystik genannt), die, wie bekannt, die Religion in Tüfteleien über Zahlen und Zeichen aufzulösen sich bestrebte." Oder er schildert den Einfluß des umfassenden Talmudstudiums auf die

östlichen Juden nach Graetz: „Drehen und Verdrehen, Advokatenkniffigkeit, Witzelei und voreiliges Absprechen gegen das, was nicht in ihrem Gesichtskreise lag, wurde ... das Grundwesen des polnischen Juden .... Biederkeit und Rechtssinn waren ihm ebenso abhanden gekommen wie Einfachheit und Sinn für Wahrheit. Der Troß eignete sich das kniffige Wesen der Hochschulen an und gebrauchte es, um den minder Schlauen zu überlisten. Er fand an Betrügerei und Ueberlistung Lust und eine Art siegreicher Freude. Freilich gegen Stammesgenossen konnte List nicht gut angewendet werden, weil diese gewitzigt waren; aber die nichtjüdische Welt, mit der sie verkehrten, empfand zu ihren Schaden die Ueberlegenheit des talmudischen Geistes der polnischen Juden ... Die Verdorbenheit der polnischen Juden rächte sich an ihnen auf eine blutige Weise und hatte zur Folge, daß die übrige Judenheit in Europa von dem polnischen Wesen eine Zeitlang angesteckt wurde. Durch die Abwanderung der Juden aus Polen (infolge der kosakischen Judenverfolgungen) wurde das Judentum gleichsam polonisiert."

Ein solches Bild wußte ein jüdischer Historiker von der polnischen Judenschaft zu entwerfen, welche schon damals die Hauptmasse der Juden überhaupt bildete, die uns Geisteshelden wie Moses Isserles, Mordechai Jafe, Josua Falk Kohen, Sabbatai Kohen, David ben Samuel Halevi u. a. geschenkt hat.

Selbst die besten Freunde von Graetz werden diese Schilderung nicht zu den Ruhmestaten des Historikers rechnen. Sie läßt sich nur erklären aus persönlicher Verbitterung und Gehässigkeit, die vielleicht ihren Grund hatte in traurigen Erfahrungen, die ein jeder schon mit der Jeschiwa entlaufenen, sich zu Studien drängenden polnischen Bachurim gemacht hat, ohne aber die Schuld der Einzelnen gleich sein ganzes Volk entgelten zu lassen. Das Schlimmste ist aber, daß eine solche Schilderung von

einem wohlwollenden Christen, der nicht zu wissen scheint, daß Juden oft die ärgsten Antisemiten sind, als einwandsfreies Zeugnis angeführt werden kann, weil er sich eben nicht vorstellen kann, daß ein Jude so etwas über sein Volk schreiben könnte, wenn es nicht wahr wäre und er nicht die aktenmäßige Belege dafür hätte.

So ergeht es Sombart mit manchem seiner Gewährsmänner, unter denen auch Fromer, die neueste Koryphäe, natürlich nicht fehlen darf. Grobe Verstöße begegnen ihm auch bei der Aufzählung und Erwähnung mancher jüdischer Bräuche und Religionsgesetze. So erwähnt er die Manie des letzten Frankfurter Rothschild, Wilhelm Karl, der sich jede Türklinke, bevor er sie anrührte, von einem Diener abwischen ließ, und erklärte dies damit, daß es dem frommen Juden verboten sei, unter bestimmten Umständen Dinge zu berühren, die durch frühere Berührung unrein geworden sind, ohne allerdigs die Autorität anzugeben, von welcher er sich dieses Märchen hat aufhängen lassen. Oder er spricht von der durch das Religionsgesetz erzwungenen Enthaltsamkeit des frommen Juden im sexuellen Leben und stellt dabei eine Rechnung auf, die durchaus nicht stimmt.

Nichtsdestoweniger bietet S. auch in diesem Teile seines Werkes viel Beherzigenswertes und Anregendes, wie ich denn überhaupt den großen Wert seines Buches in der außerordentlichen Fülle von Anregungen zum Nachdenken und zur Weiterarbeit sehe, die er uns in reichem Maße bietet. So kann ein wissenschaftliches Werk oft durch seine Fehler und Verstöße bedeutsam werden, indem es die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Gebiet lenkt, die Diskussion gewissermaßen eröffnet und so noch durch seine Irrtümer die Bahn für die Wahrheit frei macht. Sombart ist zu seinen Forschungen angeregt worden durch ein Buch von Max Weber, der den Zusammenhang aufdeckt, der zwischen Puritanismus und

Kapitalismus besteht. Er glaubt, feststellen zu können, daß das, was Puritanismus genannt wird, in seinen wesentlichen Zügen Judaismus sei und sucht nun einen noch viel engeren Zusammenhang zwischen jüdischer Religion und Kapitalismus herauszufinden. Sehr richtig und fein sind seine Bemerkungen über die Wichtigkeit der Religion für das jüdische Volk. Sie sollten vom zionistischen wie vom liberalen Judentum beherzigt werden. „Bei keinem anderen Kulturvolke hatte die Religion eine so große Bedeutung wie bei den Juden. Die Religion war ja bei ihnen nicht nur eine Angelegenheit des Sonntags und der Feste, sondern sie durchdrang das Alltagsleben bis in die kleinsten Verrichtungen hinein. Alle Lebensverhältnisse erhielten ihre religiöse Weihe. Bei jedem Tun und Lassen wurde die Erwägung angestellt, ob die göttliche Majestät damit anerkannt oder verleugnet werde. Nicht nur die Beziehungen zwischen Mensch und Gott regelt das jüdische Gesetz, nicht nur einem metaphysischen Bedürfnisse kommen die Sätze der Religion entgegen: auch für alle anderen denkbaren Beziehungen zwischen Mensch und Mensch oder zwischen Mensch und Natur enthalten die Religionsbücher die bindende Norm. Das jüdische Recht bildet ebenso einen Bestandteil des Religionssystems wie die jüdische Sittenlehre."

Allerdings vergißt S. hier hinzuzufügen, daß alle Religionen, die in ernster Weise wirklich den ganzen Menschen erfassen wollen, die gleiche Forderung stellen. Bekanntlich war ja die Theologie die erste Wissenschaft, die alle anderen umfaßte, und von der sich dann die anderen erst im Laufe der Jahrhunderte losgelöst haben.

Der Katholizismus fordert noch heute im Prinzip den ganzen Menschen mit allen seinen, sei es politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Betätigungen für sich und hat diese Forderung nicht nur im Mittelalter, sondern noch in unserer Zeit vielleicht mit

noch größerer Energie und Konsequenz zur Durchführung gebracht als das Judentum, dem die dazu nötigen Machtmittel nicht zur Verfügung standen.

Natürlich hegt Sombart auch die landesübliche Vorstellung von dem Gotte der Juden als dem Gott der Rache, vor dem sein Volk stets in zitternder Angst gelebt habe. Auf diesen Punkt will ich nicht näher eingehen; denn darüber findet man in jedem jüdischen Religionsbuch das Nötige. Denn wenn in der Tat die zitternde Angst vor unserem Gotte das Einzige gewesen wäre, was uns im Laufe der Jahrtausende bewegt hätte, so hätten wir Juden ein sehr vergnügtes Leben führen können.

„Welch ein Gott aber auch", meint S. „was für ein schreckhaftes, grauenerregendes Wesen, das so fluchen kann wie Er! Es ist wohl niemals wieder in der Weltliteratur, weder vorher noch nachher, so viel Uebles Menschen angedroht worden, wie in dem berühmten 28. Kap. des Deuteronomiums Gott dem an den Hals wünscht, der seine Gebote nicht befolgt."

Der burschikose Ausdruck ist nicht besonders schicklich. Nebenbei bemerkt ist das betreffende Kapitel ja wie das ganze Buch eine Rede Moses', was, wenn auch in der Sache dasselbe, doch in der Form einen kleinen Unterschied macht. Schließlich wurde doch hier nur gedroht. Wer hat aber all dieses und noch viel Schlimmeres im Namen des Gottes der Liebe in die furchtbare Tat umgesetzt? Waren das auch die Anhänger jenes „schreckhaften und grauenerregenden" Wesens? Wenn wir übrigens das lesen, was uns die Alten von ihrem Hades oder die katholische Kirche von ihrer Hölle berichten, so gilt hier das Wort: „Lasciate ogni esperanza!" In der Parallele zu Kap. 28, in Leviticus Kap. 26, 44 und 45, erwächst doch dem unglücklichen Volke zum Schluß eine tröstliche Hoffnung: „Und auch dann noch, wenn sie im Lande ihrer Feinde sind, habe ich sie nicht so ver-

worfen und nicht so ausgestoßen, daß ich sie völlig aufriebe und meinen Bund mit ihnen bräche; denn ich bin der Ewige, ihr Gott. Und gedenke ihnen des Bundes mit den Vorfahren, die ich geführt aus dem Lande Aegypten vor den Augen der Völker, um ihnen ein Gott zu sein. Ich der Ewige."

Um die Einseitigkeit und Willkürlichkeit der Darstellung Sombarts noch besser zu kennzeichnen, führe ich noch einige Stellen aus Jeremia an. Dieser Prophet, der gewiß mit den Strafandrohungen seinem sündigen Volke gegenüber nicht kargt, raubt ihm doch im Geiste echt jüdischer Religionsauffassung nicht die Hoffnung und beschenkt es mit süßem Trost.

„Kehret um, abtrünnige Söhne, ist der Spruch des Ewigen, denn ich habe Eheherrenrecht über euch; so nehme ich euch, einen aus der Stadt und zwei aus dem Geschlechte, und bringe euch nach Zion (Jerem. 3, 10). Aber auch in jenen Tagen ist der Spruch des Herrn, werde ich euch nicht vernichten" (das. 5, 18).

„Und ich werde zusammenbringen den Ueberrest meiner Schafe aus all den Ländern, wohin ich sie verstoßen habe, und ich werde sie heimführen in ihre Hürden, und sie werden fruchtbar sein und sich mehren" (das. 23, 3 u. ff.).

„Denn also spricht der Ewige: Tödlich ist dein Schade, schmerzhaft dein Schlag. Keiner nimmt sich deiner Sache an zur Pflege; Heilmittel werden dir nicht. Alle deine Buhlen vergessen dich, suchen dich nicht auf . . , aber ich schaffe dir Genesung, und von deinen Schlägen heile ich dich, ist der Spruch des Ewigen (das. 30, 12—17).

„Siehe, ich bringe sie aus dem Lande des Nordens und sammle sie von den Enden der Erde, darunter Blinde und Lahme, Schwangere und Gebärerin zumal, eine große Schar sollen sie hierher zurückkehren.

„Mit Weinen kommen sie, und unter Flehen bringe ich sie herbei, führe sie zu Wasserbächen auf geradem Wege, auf dem sie nicht straucheln; denn ich bin Israel zum Vater geworden, und Ephraim ist mein Erstgeborener“ (das. 31, 8—9).

Von einem Gotte der so zu seinem Volke spricht — es ließen sich noch Hunderte von ähnlichen Stellen anführen, — darf es auch einmal ein Wort harter Drohung vernehmen, und wird deshalb nicht in ewig zitternder Angst leben.

Wahr ist es allerdings, daß die Juden bis etwa zum Beginn des 19. Jahrhunderts in vorbildlicher Treue an ihrer Religion und an ihrem Gesetze festhielten, aber nicht aus Angst vor ihrem Gotte, sondern wie es S. selbst in anderer Weise genügend begründet: „Das Leben in der Gesetzeserfüllung, zu dem ihre Rabbiner sie anhielten, mußte aber den Juden auch aus inneren Gründen, aus Herzensgründen, als das wertvollste Leben erscheinen: weil es das einzige war, das ihnen inmitten der Verfolgungen nnd Demütigungen, denen sie von allen Seiten ausgesetzt waren, ihre Menschenwürde und damit überhaupt eine Daseinsmöglichkeit gewährte.“

Diese Strenggläubigkeit war — wie S. mit Recht hervorhebt — nicht etwa nur in den großen Massen des jüdischen Volkes anzutreffen, sondern gerade auch bei denjenigen Juden, die entscheidenden Einfluß auf den Gang des Wirtschaftslebens ausgeübt haben. Selbst viele von den Marannen übten, soweit es ihnen möglich war, streng das Gesetz der Väter. Die Angesehenen und Reichen waren vielfach vorzügliche Talmudkenner, und selbst einige der Rothschilds waren streng orthodoxe Juden.

Wenn S. an anderer Stelle (S. 242) sagt, die jüdische Religion ist von den Soferim ersonnen worden nach dem Programm: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden“, so stimmt das schlecht zu dem, was er hier be-

merkt. Es ist überhaupt bemerkenswert, welch' eine Fülle von teilweisen und vollen Widersprüchen sich in diesem Buche findet, was allerdings erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß der Verfasser mit einem fertigen System in der Tasche an seine Arbeit ging, dem sich dann das reiche Tatsachenmaterial wohl oder übel anbequemen mußte, daß ferner Professor S., ein sehr geistvoller Mann, ein Sentiment, ein Aperçu, einen witzigen Einfall des Augenblicks gern und mit Vorliebe in seine Darstellung einflicht, — was einen der Hauptreize bei der Lektüre seines Buches bildet — ohne daran zu denken, daß diese anmutigen Kinder seines Geistes oft wie andere Kinder so unartig sind, sich nicht mit einander zu vertragen. Wenn ein scharfer Unterschied gemacht wird zwischen altisraelitischer und jüdischer Religion, so ist das ja augenblicklich Wissenschaft. S. will aber die kapitalistische Befähigung aus der jüdischen Religion ableiten, sollte sich also auch nur auf Texte aus der Zeit nach Esra berufen. Wenn es ihm aber in den Kram paßt, so greift er ohne Bedenken auch auf die frühere Zeit zurück. Allerdings könnte er auf diesen Einwand entgegnen, was er anführe, sei eben das Jüdische in der Hülle des Israelitischen. Es müsse ja auch damals schon in nuce vorhanden gewesen sein.

Um aber auf den Punkt, „dem Volke soll die Religion erhalten werden", zurückzukommen, so soll das doch folgendes heißen. Die führenden und leitenden Klassen eines Volkes sind selbst ungläubig und halten die Religion nur zum Schein. Sie wollen aber, daß die Masse des Volkes fromm bleibe, um dadurch ihre Herrschaft über das Volk zu erhalten und zu befestigen. Das könnte in gewissem Sinne gerade für die vorexilische Periode der jüdischen Geschichte gelten. Endlos sind die Klagen der wahren Propheten über die falschen, über die schlechten Hirten, über die ruchlosen Priester und Fürsten. Es

herrscht viel äußerliche Frömmigkeit, besonders in einer reichlichen Ausstattung des Opferkultus, während sonst besonders bei den oberen Klassen alle Todsünden gang und gebe sind.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht nach dem Exil in der von Esra, den Soferim und Rabbinen beeinflußten Zeit fast bis auf unsere Tage? Wir erleben das überraschende Schauspiel, daß gerade die in religiöser Hinsicht leitende Schicht eine viel strengere Observanz hat als die Masse des Volkes. So haben wir den Gegensatz der Chaberim und Chachamim und des Am Haarez. Finden sich auch zuweilen Bemerkungen wie: „Die Halacha ist so, aber man entscheidet nicht danach", oder „man entscheide nicht so vor einem Am Haarez", so wollen die Gelehrten damit nicht etwa für sich ein Privilegium konstituieren, sondern nur einem Mißbrauch, der aus der Unwissenheit des Volkes entstehen könnte, steuern. Ja die Rabbinen waren so tolerant, das Volk bei einer leichteren, oft sogar ungesetzlichen Praxis zu lassen, wenn diese aus Unwissenheit entsprang, wie es der bekannte Ausspruch beweist: הנח להם לישראל מוטב שיהיו שוגגין ואל יהיו מזידין: Man lasse Israel bei seiner religiösen Praxis. Es ist besser sie handeln aus Irrtum inkorrekt als mit Vorsatz (Beza 30a; Baba Bathra 46b), während sie selbst an der Strenge des Gesetzes festhielten. Dieser Gedanke zieht sich durch die ganze religiöse Literatur des Judentums hindurch. Wer ein תלמיד חכם ist, wer auch nur ריח תורה hat, wer zu den ותיקין, יראים, חרדים, und wie die Bezeichnungen immer heißen mögen, sich zählen will, der hat in unzähligen Fällen Gelegenheit, eine strengere religiöse Uebung auf sich zu nehmen. Ich will diesen Gedankengang nicht weiter verfolgen. Er würde Gelegenheit, zu einer reizvollen Untersuchung bieten. Wenn also die Rabbinen dem Volke die Religion erhalten wollten, so wollten sie sie doch in erster Linie sich selbst

erhalten und gingen der Menge mit dem besten Beispiele voran.

Die Art und Weise wie S. nun die jüdische Literatur benutzt, um aus ihr den Einfluß der jüdischen Religion auf das Wirtschaftsleben nachzuweisen, scheint mir von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus anfechtbar und zwar aus folgender Erwägung heraus. Bei jedem anderen Volke unterscheiden wir eine weltliche und eine geistliche Literatur. Wollte man z. B. bei den Deutschen die Bedeutung der christlichen Religion für ihre wirtschaftliche Betätigung feststellen so würde man sich auf rein religiöse Schriften beschränken. Sprichwörtersammlungen, Anekdoten, Rechtssätze und Gewohnheiten würde man für diesen Zweck nicht benutzen. Warum verfährt nun S. bei der jüdischen Literatur nicht ebenso? Allerdings die ganze jüdische Literatur hat die Eigenart, daß sie stark unter religiösem Einfluß steht; aber gilt das z. B. nicht auch von der deutschen Literatur besonders im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit? S. hat ja die jüdische Literatur nicht unter dem Gesichtspunkte des jüdischen Dogmas zu betrachten. Warum macht er nicht auch in ihr einen Unterschied zwischen Weltlichem und Geistlichem. Er müßte von seinem Standpunkt aus selbst Bücher wie die Proverbien als weltliche Literatur betrachten, um wie viel mehr solche wie die Bücher Tobit, die Weisheit Salomos, Jesus Sirach, einen großen Teil der Agada, welche ja den Juden selbst nicht für kanonisch gelten. Das jüdische Recht hat gewiß seine Wurzel in der Religion, wie ja auch das mittelalterliche stark kirchlich beeinflußt ist und für viele Gebiete ja überhaupt das rein kanonische Recht galt. Aber S. sollte von seinem Standpunkte aus einen Unterschied zwischen Recht und Religion machen. Wenn z. B. in den jüdischen Rechtsquellen eingehend ökonomische Dinge erörtert werden wie auch im römischen und kanonischen

und jedem anderen entwickelten Rechte, wie es in der Natur des Rechtes liegt, welches die Verhältnisse der Menschen unter einander ordnet, so geht es doch nicht an, all das auf das Konto der jüdischen Religion zu schieben und zu sagen, diese habe ein hervorragendes ökonomisches Interesse. Die Religion gibt nur die Hauptgrundsätze an. Alles andere ergibt sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit, in welcher die Rechtsquellen entstanden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus wären gar manche der Sombartschen Schlußfolgerungen zu berichtigen.

Sehr wenig einleuchtend ist es auch, wie S. sich die bindende Kraft, welche die in der jüdischen Literatur ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze für den gläubigen Juden haben, vorstellt. Er meint, wenn nur in irgend einer Frage eine bestimmte Meinung ausgesprochen ist, so kann das dem Laien zur Rechtfertigung für seine Handlungsweise dienen. Da nun nach S. im Talmud alles kontrovers ist, so könnte man also jede Handlungsweise aus dem Talmud begründen. Ach nein, eine solche respektlose Auffassung hatte der Jude durchaus nicht von diesem grandiosen Quellenwerk seiner Religion. Für die Halacha, das eigentlich Gesetzliche, hat es zu allen Zeiten eine feste Praxis gegeben, die eine jede Willkür ausschloß. Die Agada aber, soweit sie Sätze enthielt, welche für das menschliche Handeln in Betracht kommen, hatte für den Juden auch keine größere Bedeutung wie Sprichwörter, Weisheitslehren, Sagen und Legenden für ein jedes andere Volk. Sie war religionsgesetzlich in keiner Weise verbindlich. Der Einfluß etwaiger agadischer Sätze kann also auch nicht als religiöser in Anspruch genommen werden.

Sehr leichtfertig setzt sich S. mit den antisemitischen Gegnern des Talmud auseinander, indem er bemerkt: „Ob heute noch der Satz des Talmud „gilt“: „Auch den

Besten der Goim soll man erschlagen" oder was sonst die Pfefferkorn, Eisenmenger, Rohling, Dr. Justus und Genossen an schröcklichen Aussprüchen aus den jüdischen Religionsbüchern ausgraben, und was heute die Rabbiner „mit Entrüstung" als ganz und gar obsolet zurückweisen. Naturgemäß haben diese Einzelheiten in all den langen Jahrhunderten ja ganz und gar verschieden gelautet. Und wenn man die Religionsbücher — namentlich den Talmud — auf solche Einzelheiten hin durchsieht, so kommt man bald zu der Ueberzeugung, daß für jede Sache sich die entgegengesetztesten Ansichten finden, daß alles „kontrovers" ist oder — wenn man lieber will, daß man aus jenen Schriften (immer besonders aus dem Talmud) alles, aber auch alles „beweisen" kann. Ich komme in meiner Sachdarstellung auf diesen Tatbestand noch zurück, der Anlaß gegeben hat zu dem wahrhaft läppischen Spiele, das die Antisemiten und ihre christlichen oder jüdischen Gegner seit Menschengedenken aufführen; daß sie schwarz und weiß gleichmäßig aus drm Talmud mit „Quellenbelegen" herausbeweisen."

Der Ton überlegener Ironie, mit dem S. hier von schröcklichen Dingen, Entrüstung in Anführungszeichen und „läppischem" Spiel spricht, steht ihm sehr wenig an. Ja, lebt Sombart denn in einem Wolkenkuckucksheim? Weiß er denn als Professor der Nationalökonomie und Rektor einer Handelshochschule gar nichts von der neuesten und allerneuesten Tagesgeschichte? Die jüdischen und christlichen Verteidiger des Talmuds haben sich wahrhaftig nicht zum Vergnügen mit Rohling, Justus und Konsorten herumgeschlagen? Wenn man die Juden, wie Strack es ausführt, ungestraft Verbrecher von Religionswegen nennen durfte, wenn Flugblätter unter die Masse geworfen werden, in welchen ihnen all diese schröcklichen Dinge noch heute vorgeworfen werden, wenn endlich ein Professor Sombart von einem Satz oder Gesetz des Tal-

mud „Auch den Besten der Goim soll man erschlagen“ spricht und es als ein schwieriges Problem hinstellt, festzustellen, ob dieser Satz heute noch gilt, so scheint es, daß die Arbeit der Apologeten gewiß kein läppisches Spiel, sondern eine dringende Notwendigkeit der Selbstverteidigung war, die leider auch heute noch nicht den genügenden Erfolg gezeitigt hat.

Die apologetische Literatur, auch D. Hoffmanns Schulchan Aruch, ist im Anhang von Sombarts Buch fein säuberlich aufgezählt. Aber er scheint sie nur sehr oberflächlich gelesen zu haben, sonst würde er sie nicht auf gleichem Fuße behandeln mit Rohling, Justus u. s. w., denen bei völliger Unfähigkeit, den Talmud im Urtexte zu lesen, fast neun Zehntel ihrer Angriffe als Fälschungen, Entstellungen, Herausreißen aus dem Zusammenhange nachgewiesen ist. Fast könnte man zu dem Glauben kommen, daß S. mit größerem Nutzen diese antisemitischen Schriftsteller gelesen hat, wenn man Sätze liest wie: „Er (der fromme Jude) konnte im besten Glauben handeln, wenn er den Fremden etwa übervorteilte“, oder das Folgende: „Während der fromme Christ, der Wucher getrieben hatte, sich auf seinem Totenbett in Qualen der Reue wand und rasch vor dem Ende noch sein Hab und Gut von sich zu werfen bereit war, weil es ihm als unrecht erworbenes Gut auf der Seele brannte, überblickte der fromme Jude an seinen Lebensabend schmunzelnd die wohlgefüllten Kisten und Truhen, wo die Zechinen angehäuft liegen, die er in seinem langen Leben, dem elenden Christen- (oder auch Mohammedaner) Volk abgezwackt hatte: ein Anblick, an dem sein frommes Herz sich weiden konnte, denn jeder Zinsgroschen, der da lag, war ja fast wie ein Opfer, das er seinem Gotte dargebracht hatte“.

S. ist gewiß kein Antisemit, und er verfolgt mit seinem Werke die besten Absichten. Aber wenn er einem Juden mit Ehrgefühl zumutet, Stellen wie diese ohne

Entrüstung hinzunehmen und als Ausfluß einer gerechten und unparteischen Gesinnung zu betrachten, so beweist dies nur, daß der sogenannte gesellschaftliche und wissenschaftliche Antisemitismus die gebildeten Schichten unseres Volkes so tief ergriffen hat, daß, um ein bekanntes Wort zu variieren, auch die Besten von ihnen mit einem Tropfen antisemitischen Oeles gesalbt sind. Seine üppige Phantasie hat S. wieder einmal einen Streich gespielt, wenn er in dieser Weise das jüdische und das christliche Totenbett kontrastiert. Hätte er einmal wirklich an einem jüdischen Totenbett gestanden, er würde sich seiner Darstellung schämen. Woran dachte der Jude, wenn er sein Ende herannahen fühlte? Er erinnerte sich vielleicht jenes schönen Gleichnisses, welches er oft in Trauerhäusern hatte vortragen hören, von den drei Freunden, die der Mensch auf Erden hat. Der erste, höchstgeliebte Freund, ist das Geld. Dies ist dem Menschen lieber als alles andere in der Welt. Aber bei seinem Tode läßt es ihn schnöde in Stich und kommt nicht mit ihm, um ihm in der schweren Stunde beizustehen, wo er vor seinem Richter im Himmel Rechenschaft ablegen soll über seinen Wandel auf Erden.

Vielleicht dachte er auch an die künftige Welt, welche ihm die Lehre seiner Religion verhieß, wo er die Lieben und Teuern wiederfinden würde, die ihm vorangegangen, wo er wohl auch manchen nichtjüdischen Freund, der ihm Gutes erwiesen und ihn in den Zeiten der Verfolgung geschützt hatte, antreffen würde. Denn auch die Frommen der nichtjüdischen Welt haben Anteil an der ewigen Seligkeit. Und wenn dann die letzten Stunden nahten, und die heilige Brüderschaft sich um den Scheidenden sammelte und seine Lippen das „Höre Israel" lispelten, wo blieb da Raum und Gelegenheit für die häßlichen Gedanken der Befriedigung über unrechtes Gut und unverdienten Gewinn?

Wollen wir wissen, wie ein Jude an seinem Lebensabende über Geld und Gut dachte, so hören wir z. B.,

was der im 13. Jahrhundert lebende R. Ascher ben Jechiel in seinem Testamente schreibt:

„Tue ab die Stützen, auf welche die Menschen vertrauen, mache Geld nicht zu deiner Lebenshoffnung. Das ist zum Götzendienste der erste Schritt. Vielmehr wandle in Demut vor deinem Schöpfer und gib, wo es sein Wille ist, dein Geld fort, denn Ersatz kann er dir gewähren. Gib leichter Geld als Worte von dir; das böse Wort lege auf die Wage des Verstandes, bevor du es aussprichst".

Um jedoch auf das böse Zitat: „Auch den besten der Gojim soll man erschlagen" zurückzukommen, so hätte S. die Stelle im Original und im Zusammenhang nachsehen und anführen sollen. In der Mechilta zu בשלח heißt es: Es steht geschrieben (Exodus 14, 7): „Und er (Pharao) nahm 600 auserwählte Wagen und alle Wagen Aegyptens, und Hauptleute waren auf allen". Darauf wird gefragt: „Wem gehörten die Tiere, welche den Wagen zogen? Wirst du sagen, daß sie den Aegyptern gehörten, es heißt aber aber doch: „Und es starb alles Vieh Aegyptens" (ibid. 2, 6). Und ferner: „Der Hagel fiel auf sie herab und sie starben" (ibid. 9, 19). Wirst du sagen, daß sie dem Pharao gehörten, es heißt aber doch: „Siehe, die Hand des Ewigen wird kommen über dein Vieh auf dem Felde" (ibid. 9, 3). Wirst du sagen, sie gehörten Israel, es heißt aber doch: „auch unsere Herden sollen mit uns gehen; keine Klaue soll zurückbleiben" (ibid. 10, 26). Also, wem gehörten sie? Denen, die das Wort des Ewigen fürchteten (ibid. 9, 20) (welche ihr Vieh vor dem Hagel retteten). Daraus können wir lernen, daß das Vieh derer, welche das Wort des Ewigen fürchteten, den Israeliten zum Anstoß wurde. Infolge dieser Tatsache sagte R. Simon: הכשר שבמצרים הוֹרָג הטוב שבנחשים רֻצַץ מוחו. Der Frömmste unter den Aegyptern ist erschlagen worden, der besten Schlange Hirn ist zertreten worden. So lautet die Originalstelle, welche also eine

rein historische Bemerkung war[1]). Nun hat allerdings die Zeit und der Volksmund den Ausdruck gewandelt. „Aus Aegypter ist Götzendiener und aus „ist erschlagen worden" der Imperativ „erschlage" geworden. Aber Toßafot (Aboda Sara 26 b) bemerken, daß sich dieses Wort natürlich nur auf die Zeit des Krieges beziehe. Es soll eben nur heißen, ein Feind bleibe ein Feind und wenn er auch der Beste sei, so müsse er im Kampfe unschädlich gemacht werden.

Derartige kräftige Volkssprüche finden sich noch manche im Talmud wie z. B. טוב שברופאים לגיהנם והכשר שבטבחים שותפו של עמלק (Michna Kidduschin IV, 13). Der beste Arzt gehört in die Hölle, und der frömmste Metzger ist ein Genosse Amaleks. Niemand wird die Frage aufwerfen, ob diese heute noch religions-gesetzliche Giltigkeit haben. Denn sie hatten es nie. Sie sind nur der Ausdruck einer gewissen Volksanimosität gegen gewisse, zeitweilig unbeliebte Stände oder des Chauvinismus gegen gefährliche undböswillige Nachbarn, wie wir sie zahlreich auch bei andern Völkern finden.

Wenn endlich im Talmud sich wirklich gewisse strenge Maßnahmen gegen Heiden finden und die Rabbinen nicht bloß des Mittelalters, sondern gerade auch der von S. behandelten Zeit wiederholt und bei jeder Gelegenheit, wie er es in den apologetischen Schriften nachlesen konnte, erklären, daß Christen und Mohammedaner, welche nicht Götzendiener sind, natürlich unter diesen גוים oder נכרים nicht gemeint sind, so sollte ihm, der immer von dem gewaltigen Einfluß eben dieser Rabbiner spricht, diese Erklärung genügen, und er sollte es unterlassen, daran mit einer gewissen Perfidie herumzudeuteln.

[1]) S. 165 ff. אוצר לשון חכמים, dessen Erklärung mir trotz der Bemerkung von S. Klein in „Israelitische Monatsschrift 1911 Nr. 8" einleuchtend erscheint. Zur Widerlegung genügt ja auch das Weitere.

Kapitel VI.

Der Rationalismus der jüdischen Religion. Das Verhältnis zwischen Gott und Mensch.

Um die Verwandtschaft zwischen Judentum und Kapitalismus festzustellen, untersucht Sombart die Grundideen der jüdischen Religion und findet in ihr dieselben leitenden Gedanken, die den Kapitalismus charakterisieren. Ein Sofer, ein starrgeistiger Schriftgelehrter, habe sie geschaffen, dem eine Schar von Schriftgelehrten dann gefolgt sei, um sein Werk zu vollenden. Sie sei nicht entstanden aus dem unwiderstehbaren Drange, aus der tiefen Herzensinbrust zerknirschter Seelen, nicht aus dem Taumel wonnetrunkener, anbetender Geister heraus. Nein: aus vorbedachtem Plane heraus: eine ausgeklügelte Abwicklung gleichsam einer diplomatischen Aufgabe. Sie sei ein Verstandeswerk, ein in die organische Welt hinausprojiziertes Gedanken- und Zweckgebilde, darauf berechnet, alle natürliche Welt zu zerstören und sich zu unterwerfen und an ihre Stelle ihr eigenes Walten zu setzen. Wie der Kapitalismus sei sie ein Fremdtum inmitten der natürlichen, der kreatürlichen Welt, etwas Erdachtes und Gemachtes inmitten des triebhaften Lebens. Rationalismus sei der Grundzug des Judentums wie des Kapitalismus. Die jüdische Religion kenne kein Mysterium, sie kenne nicht den Zustand des Rausches, in dem sich der Gläubige mit der Gottheit vereint. Alle heidnischen Religionen, der Mohamedanismus, auch das Christentum,

soweit es nicht judaisiert sei, habe in der Dreieinigkeitslehre, im lieblichen Mariakultus, in Weihrauch und Abendmahl, Raum für irrationale Gefühle, während das Judentum mit Stolz und Verachtung alle diese schwärmerisch-mystischen Züge verdamme. Wenn die Gläubigen der anderen Religionen in seligen Verzückungen Umgang mit der Gottheit pflegen, liest man in den jüdischen Gotteshäusern, die nicht aus Zufall Schulen heißen, die Thora vor; so hat es Esra bestimmt.

Ich will an dieser Stelle mit S. nicht rechten, daß er den Kapitalismus als etwas Rationelles, also Un- und Widernatürliches hinstellt. Von seinem monistischen Standpunkt aus — er klagt ja bitter über den schrecklichen jüdischen Dualismus, — sollte ja die Ratio auch nichts Unnatürliches sein, denn sie entspringt ja aus der Natur. Ferner sind uns ja die Anfänge des Kapitalismus im Pflanzen- und Tierleben vorgezeichnet. Das Leben des menschlichen Körpers wird ja nur ermöglicht durch eine Ansammlung von Kraftkapital, welches teilweise als Gebrauchs-, teilweise als Produktiv-Kapital seine Verwendung findet. Wäre der Kapitalismus etwas Unnatürliches, so wäre es unsere ganze Kultur, welche ohne den Kapitalismus nicht denkbar wäre. S. würde damit zu Rousseau'schen Ansichten kommen. Aber vielleicht ist der Begriff des Sombart'schen Kapitalismus von gewissen Auswüchsen des modernen Bank-, Börsen- und Finanzsystems abgeleitet.

Ist seine Definition hier schon eine einseitige und anfechtbare, so ist sie es noch weit mehr, soweit sie das Judentum betrifft. Allerdings hat er hier eine Entschuldigung für sich. Die moderne Bibelwissenschaft will ja das Judentum von Esra und den Schriftgelehrten herleiten. Von ihr entnimmt er seine Charakteristik Esra's. Und wenn Ziegler sich in einer Artikelserie in der Allgemeinen Zeitung des Judentums über diese Darstellung

entrüstet, so ist ihm und seinen Gesinnungsgenossen zuzurufen: Tu l'a voulu. Das ist ja auch der Standpunkt des modernen liberalen Judentums. Wer sich in Nachahmung der christlichen Theologie das Phantom des prophetischen Judentums konstruiert, wer Esra und die Schriftgelehrten nicht als die Begründer, sondern als die Erfinder des Gesetzes hinstellt, wer selbst über die unerträgliche Last des rabbinischen Gesetzes seufzt, unter welcher die Grundideen des Judentums ersticken, kann der sich beklagen, wenn man, seinen Spuren folgend und sich oft auf ihn berufend, einseitigen Rationalismus als einen Hauptfaktor des Judentums ansieht?

Wie in jeder Einseitigkeit, so liegt aber auch in der von dem vorherrschenden Rationalismus und Intellektualismus des Judentums ein Körnchen Wahrheit. Ja, das Judentum unterscheidet sich vielleicht von manchen anderen Religionen, es ist rationalistisch, insofern es die Vernunft nicht ausschaltet, insofern es keine Sätze ausspricht, keine Forderungen aufstellt, die wider die Vernunft sind. Ist damit gesagt, daß es nur Raum hat für den Verstand, daß es nicht auch die Sehnsucht des Herzens, die Bangigkeit des Gemütes, die tiefen Ahnungen der Seele zu befriedigen weiß? Ist die Kasuistik der Kirchenväter und der Scholastiker kein Beweis für den vorherrschenden Intellektualismus des Christentums, so ist es die Lehrweise des Talmud und der Rabbiner auch nicht für den des Judentums. Allerdings, die jüdische Religion kennt kein Mysterium, wenn dies, wie S. meint, der Zustand des Rausches ist, in dem sich der Gläubige mit der Gottheit vereint. Es verschmäht, durch äußerliche Mittel, körperliche Betäubung, eine bewußtlose und deshalb sinnlose Vereinigung mit einer Quasigottheit zu erzeugen. Hier stand es in der Tat im Gegensatz zum alten Heidentum, ein Gegensatz, der wunderbar gezeichnet ist in jener präch-

tigen Szene zwischen Elia und den Baalspropheten im 18. Kapitel des ersten Buches der Könige.

„Da riefen sie mit lauter Stimme, und machten sich Schnitte nach ihrem Brauch, mit Schwertern und Spießen, bis das Blut an ihnen herabrann. Und es geschah, wie der Mittag vorüber war, da raseten sie, bis zur Zeit, da das Speiseopfer dargebracht wird; aber da war kein Laut, und keiner antwortete, und kein Aufmerken."

Demgegenüber tritt Elia, ein Held, gegen seinen König und sein ganzes Volk mit dem schlichten Gebete: „Ewiger, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, heute werde kund, daß Du Gott bist in Israel, und daß ich Dein Knecht bin, und daß auf Dein Wort ich alle diese Dinge getan habe. Erhöre mich, Ewiger, erhöre mich! so wird das Volk erkennen, daß Du, Ewiger, Gott bist, und Du hast alsdann ihr Herz umgewendet".

Und dann dieser mächtige Umschwung, dieses einmütige Aufwallen eines ganzen Volkes, das da austönt in den Ruf: „Der Ewige, er ist Gott, der Ewige, er ist Gott".

Das Sombart'sche Mysterium, für welches er, wenn er auch kein Werturteil abgeben will, doch herzliche Sympathien hat, liegt auf der Seite der Baalspropheten. Aber ist hier nicht das wahre Mysterium bei dem Propheten Gottes? Dieser Elia, der seine Lenden gürtet und vor seinem Könige herläuft wie ein Lakai, der in die Wüste sich flüchtet und mit seinem Gotte eifert und rechtet, der schließlich in feurigem Wagen gen Himmel fährt, läßt sich eine solche Persönlichkeit und ihr Wirken rationell auflösen? Aber er war ja ein Prophet Israels, und rationell ist ja nur die jüdische Religion, die Religion des Esra, der das Volk durch die Vorlesungen aus der Thora rationalisierte. Wurde aber nicht im Gottesdienste dieser jüdischen Religion auch Elias Geschichte vorgelesen und noch manches andere schöne und liebliche Stück aus der

Bibel, wie Ruth und das Hohelied und die herzzerreißenden Klagelieder? Ist denn auch die Thora nur trockenes, nur den Verstand bildendes Gesetz? Gibt es auch da nicht genug des Stoffes, der die Herzen nährt und die Seelen erquicket? Gewiß, der jüdische Gottesdienst trug zur Bildung des Volkes bei, aber nicht zur einseitigen des Verstandes, er bildete und fesselte den ganzen Menschen in allen Ausstrahlungen seines Seelenlebens. Dem Judentum sollte die rechte Mystik fehlen, jenes geheimnisvolle Sehnen zum Höchsten, jenes tiefsinnige Sichversenken in den Schöpfer des All, jenes holde Sichselbstvergessen über der Allmacht des Einig-Einzigen? Und die Psalmen — sie sind doch grade nach Sombart auch eine Schöpfung der nachexilischen Zeit? Hat er in ihnen auch keine Mystik entdeckt? Ich greife nur heraus Psalm 23:

„Der Herr ist mein Hirte, ich darbe nicht. Auf grasigen Auen läßt er mich ruhen, an stille Wasser leitet er mich. Meine Seele labt er, führt mich auf das rechte Geleise, um seines Namen willen. Auch wenn ich gehe im Tal des Todesschattens, fürchte ich kein Leid, denn Du bist mit mir. Dein Stab und Deine Stütze, sie trösten mich".

Oder Psalm 42: Wie eine Hindin lechzt nach Wasserquellen, so lechzt meine Seele zu Dir, o Gott. Es dürstet meine Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich kommen und erscheinen vor dem Antlitze Gottes? Meine Träne ist meine Speise geworden Tag und Nacht, wenn man zu mir spricht den ganzen Tag: Wo ist Dein Gott? . . . Was beugst Du Dich meine Seele und jammerst in mir? Harre auf Gott, denn noch werde ich ihm danken, das Heil seines Angesichtes".

Aber ich brauche hier nicht den Raum zu verschwenden und Herrn S. alle diesbezüglichen Psalmenstellen auf-

zuzählen, die er ja gewiß genau kennt. Er wird mir entgegenhalten, aber diese Psalmengedanken wurden von dem Wuste des Talmudismus erstickt. Ach nein, der fromme Jude bis auf unsere Tage liest täglich in seinem Psalter — die vielen Gebetspsalmen gar nicht gerechnet. — Er vollendet ihn mindestens einmal in jedem Monat, also 12 mal im Jahre. Er liest ihn ganz am Rosch Haschana und Hoschana Rabba. Er kennt ihn auswendig und lebt und webt in dieser erhabenen Gedankenwelt. Das ist die jüdische Mystik, sie gleicht einem Trunk aus einer ewigen, lauteren und klaren Quelle, während die heidnische mehr dem Wasser eines trüben, schlammigen, Giftstoffe in sich bergenden Sumpfes ähnelt.

Das Judentum nach Esra sollte keine Mystik gehabt haben? S. lese einmal im Traktat Joma nach, wie der Versöhnungstag gefeiert wurde. Er schlage im trockenen nüchternen Talmud den Traktat Sukka auf und lasse sich das große Volksfest des Wasserschöpfens schildern, wo die חסידים ואנשי מעשה unter Liedersang und Cymbel- und Drommetenklang mit Fackeln in der Hand frohe Tänze vollführten, so daß die Mischna die trockene Darstellung unterbricht mit dem Ausrufe: כל מי שלא ראה שמחת בית השואבה לא ראה שמחה מימיו. Wer diese Freude des Wasserschöpferfestes nicht mit angesehen hat, hat sein Lebtag keine rechte Freude erlebt.

Und auch heute noch haben wir dem lieblichen Marienkultus, dem Weihrauch und dem Abendmahl so manches — wir wollen bescheiden sein — Gleichwertige an die Seite zu stellen. Jedes unserer Feste — ich will von der Mystik des Sabbat, der die נשמה יתרה — doch wohl auch kein rationaler Begriff — in uns erweckt, gar nicht reden — hat sein geheimnisvolles Kleid, gewebt aus süßen und eigenartigen Erinnerungen und herzerfreuender Symbolik. Der Sedertisch, die Festhütte, der Chanukkaleuchter, das Purimtreiben, sie wenden sich nicht an den

Verstand, sie ruhen in der Tiefe des jüdischen Herzens, das sie nicht erkalten und verknöchern lassen, sondern ewig warm und lebendig erhalten. Und alles dieses, es ist umrauscht von einem mächtigen unendlichen Meere, das manchmal leicht und sanft plätschert und spielt, manchmal tobt und braust in Sturmesgewalt, es sind die jüdischen Melodien, aus denen Israels Seele geheimnisvoll wiedertönt und klingt, in denen es all das Leid und die Freude, all das Jauchzen und Klagen, all den Jubel und die Trübsal der Jahrtausende immer wieder von neuem zu seinem Herrn im Himmel emporsendet.

Das ist unsere Mystik. Wenn der Herr Professor nicht damit zufrieden ist, uns genügt sie.

Einen zweiten Grundgedanken, welcher die Verwandtschaft zwischen Judentum und Kapitalismus bedingt, sieht Sombart in der vertragsmäßigen, fast geschäftsmäßigen Regelung aller Beziehungen zwischen Gott nnd Israel. Gott verspricht etwas und gibt etwas, und die Gerechten haben ihm dafür eine Gegenleistung zu machen. Es gibt keine Art der Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen, die sich nicht in der Form vollzöge, daß der Mensch etwas der Thora Gemäßes leiste und von Gott dafür etwas Entsprechendes empfange. Deshalb darf auch ein Mensch nicht betend zu Gott nahen, ohne selber oder von seinen Vätern her etwas in seiner Hand zu haben als Gegenleistung[1]) für das, was er erbittet.

---

[1]) S. führt als Beweis unter Berufung auf F. Weber, Altsynagogale Theologie (1880), 49 eine Stelle aus Sifre 12b an, die wieder ein köstliches Muster von seiner und seiner Gewährsmänner Midraschinterpretation ist. Es heißt dort im Anschluß an Numeri 5, 19: der Priester beschwört sie (die des Ehebruches verdächtige Frau) und spricht zu der Frau: „Wenn kein Mann dir beigewohnt hat und wenn du nicht ausgeschweift in Unreinheit hinter deinem Manne, so sollst du frei sein von diesen bittern, fluchbringenden Wassern: מלמד שפותח בזכות אומר לה הרבה יין עושה הרבה שחוק עושה הרבה ילדות עושה הרבה קדמוך ונשטפו אל תגרמי לשם הגדול הנכתב בקדושה

Das Vertragsverhältnis wickelt sich nun in der Weise ab, daß dem Menschen die erfüllten Pflichten einzeln be-

---

שימחה על המים. Das lehrt uns, daß man mit Gründen der Entschuldigung beginnt. Er sagt zu ihr: Viel hat der Wein verursacht, viel leichtfertiges Geschwätz, viel deine große Jugend. Viele sind schon vor dir (von der Sünde) überwältigt worden. (Gestehe) und verursache nicht, daß der große Name (Gottes), der in Heiligkeit geschrieben ist, durch die bitteren Wasser ausgelöscht werde." Aus dieser Schriftstelle wird der wichtige Grundsatz des jüdischen Kriminalrechts deduziert: דיני נפשות פותחין בזכות (Sanhedrin 32 b), daß man bei der Verhandlung mit der Erörterung der Umstände beginnt, die zur Rechtfertigung des Angeklagten dienen können. Wo ist hier die Rede von einem Gebet, zu dem man ein Verdienst von seinen Vätern mitbringen muß? Nicht viel mehr beweist die andere Stelle, die er anführt (Wajikra rabba c. 31). Im Anschluß an Hohes Lied 7, 6 ראשך עליך ככרמל ודלת ראשך כארגמן מלך אסור ברהטים bemerkt der Midrasch: אמר הקב"ה לישראל הרשים שבכם חביבין עלי כאליהו שעלה לכרמל. Gott spricht zu Israel: Die Aermsten unter dir sind mir so lieb wie Elia, als er auf den Karmel stieg. Und weiter הדלים שבכם חביבין עלי כדוד. Die Niedrigsten unter euch sind mir so lieb wie David oder nach anderer Version wie Daniel. Hiernach sollte man doch schließen, daß es auf die Zahl der Verdienste gar nicht ankomme. Denn diese war doch sicherlich bei den genannten Männern größer als bei den Armen und Niedrigen des Volkes. Allerdings heißt es dann weiter im Anschluß an den Schluß des Verses: שאסר הקב"ה עצמו בשבועה שהוא משרה שכינתו בתוך רהיטין של יעקב. Gott hat sich durch Schwur gebunden, daß er seine Herrlichkeit in Israel thronen lassen wird, und es wird nun gefragt בזכות מי. Nach dem einen בזכותו של אברהם, nach dem andern בזכותו של יעקב. Das ist aber doch nur der in der Bibel wiederholt ausgesprochene Gedanke, daß Gott Israel stets seines Bundes mit den Vätern gedenkt. Damit ist aber doch lange nicht ausgesprochen, daß man ohne ein Verdienst Gott nicht betend nahen dürfe. Eine solche Religionsauffassung gibt es allerdings. Es ist aber **nicht die jüdische, sondern die christliche. Nach dieser wären alle Menschen verdammt, wenn nicht der Stifter des Christentums für sie gestorben wäre. Kein Christ kann sich betend seinem Gotte nahen, ohne an dieses Verdienst zu glauben und sich auf dieses Verdienst zu berufen.**

lohnt, die verabsäumten Pflichten einzeln durch Uebles vergolten werden. Belohnung und Bestrafung erfolgt teils in dieser Welt, teils im Jenseits [1]). Daß eine solche Rechnungsführung nicht leicht ist, liegt auf der Hand. In der talmudisch-midraschischen Theologie ist sie zu einem kunstvollen Buchführungssystem ausgebildet worden.

Danach wird unterschieden zwischen dem Kapital oder der Hauptsumme des Verdienstes und den Früchten oder Zinsen des Kapitals. Jenes wird für die künftige Welt aufbewahrt, diese genießt man schon hier [2]).

---

[1]) S. führt Kohelet Rabba 77c an, welches zur Todesvorbereitung fordert, daß der Mensch seine „Rechnung" in Ordnung bringe. Von gleichen geschäftsmäßigen Erwägungen war jedenfalls auch Schiller beeinflußt, als er Tell sagen läßt: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt." — Ein falscher Sinn wird auch in die Talmudstelle Kethuboth 67 b (nicht 25, wie S. falsch citiert) hineingelegt. S. übersetzt: Als Mar Ukba starb, verlangte er seine Rechnung, d. i., die Summe der Almosen, die er gegeben. Sie betrug 7000 Sus. (Da er nicht glaubte, daß diese Summe zu seiner Rechtfertigung ausreiche, d. i. seine Uebertretungen ausgleiche, so verschenkte er noch sein halbes Vermögen, um sicher zu gehen). Im Talmud heißt es nun als Ausspruch des Mar Ukba an dieser Stelle: זוודאי קלילי ואורחא רחיקתא d. h. meine Reisezehrung ist gering, und die Reise ist weit. Dieses Wort dürfte wohl kaum der in Klammern gesetzten Sombartschen Umschreibung entsprechen. Denn es wäre eine ganz unjüdische Auffassung, wenn man durch Spenden von Geld andere Sünden sühnen wollte. Mar Ukba glaubte wohl auf dem Gebiete der Wohltätigkeit nicht genügend geleistet zu haben, und wollte dies in der Todesstunde nachholen. Dies geht auch aus der sich daran knüpfenden Diskussion des Talmud hervor: היכי עביד הכי. Wie durfte er so handeln? והאמר ר' אילעי באושה התקינו המבזבז אל יבזבז יותר מחומש. R. Ilai hat doch gesagt: „In Usa hat man angeordnet: Wenn jemand auch verschwenderisch ist (in der Wohltätigkeit), soll er nicht mehr als ein Fünftel (seines Vermögens) verschwenden? Die Antwort lautet: ה"מ מחיים שמא ירד מנכסיו אבל לאחר מיתה לית לן בה. Das gilt nur bei Lebzeiten, weil man dadurch in seiner Vermögenslage herunterkommen könnte. Aber im Todesfalle schadet es nichts.

[2]) S. erweckt den Anschein, als ob dies für alle religiösen

S. findet ferner, daß in der Art und Weise, wie sich die jüdische Theologie dieses Kontokorrent mit Gott vorstellt noch eine Auffassung zum Vorschein komme, die mit einer anderen Grundidee des Kapitalismus, der Erwerbsidee, eine seltsame Verwandtschaft aufweise. Er findet in ihr eine unorganische Auffassung vom Wesen der Sünde und Guttat. Jede Sünde komme nach der rabbinischen Auffassung als zähl- und wägbare Tat in Betracht. Je nach der Zahl und Beschaffenheit der Uebertretungen werde der sittliche Wert oder Unwert des Menschen bemessen. Da der Gerechte niemals wisse, ob der Stand seiner Forderungen und Schulden mit einem Aktiv- oder Passivsaldo abschließe, so muß er Lohn auf Lohn durch eine Guttat nach der andern zu häufen suchen, rastlos bis an sein Lebensende. Er findet endlich in der jüdischen Moraltheologie eine eigentümliche hohe Bewertung des Gelderwerbs[1]). Er weist auf die eigentümliche Gestaltung des jüdischen Gottesdienstes hin, der sich früher in wichtigen Abschnitten zu einer förmlichen Auktion ausgewachsen habe[2]). Seltsam muten ihn auch die Reden so vieler Rabbinen an, die zuweilen wie gewiegte Geschäftsleute über die schwierigsten ökonomischen Probleme streiten, und die sehr häufig Grundsätze aufstellen, die gar nicht anders denn als Aufmunterung zu einem emsigen Erwerbsleben aufgefaßt werden können.

Pflichten gilt, während es doch nur für bestimmte, besonders aufgezählte Pflichten gesagt ist. Es ist doch nur ein Bild, welches besagt, daß der Lohn für diese, deren Erfüllung besonders schwierig ist, auch besonders hoch bewertet wird.

[1]) An der Stelle, die er aus S. R. Hirschs Horeb zitiert, wird aber gerade vor dem schrankenlosen Gütererwerb, wie ihn der Kapitalismus fordert, gewarnt und dieser überhaupt nur sekundär als Mittel zur Erfüllung der von Gott ausgesprochenen Pflichten zugelassen.

[2]) Das Einzige, was S. hier anführen kann, ist das sogenannte Verkaufen der Mizwoth. Ein jeder weiß, daß dieses

Um zuerst auf den letzten Punkt einzugehen, so ist es durchaus nicht verwunderlich, daß die jüdischen Weisen auf dem Gebiete des Handels und Geldgeschäftes sachkundig waren; denn sie waren es auf allen Gebieten. Sie waren keine sogenannten Stubengelehrten, sondern Männer der Praxis, die nach des Tages Anstrengungen sich noch des Abends im Lehrhause dem Studium widmeten. Hätte S. andere Talmudtraktate gelesen, als gerade Baba Mezia, so hätte er Gelegenheit gehabt, ihre eingehende Sachverständigkeit auch auf anderen Gebieten anzustaunen, so in den betreffenden Teilen des Seder Seraim ihre Kenntnis der Landwirtschaft, der Gärtnerei und des Weinbaus, im Traktat Sabbath ihr Wissen über die verschiedensten Handwerke u. dgl. mehr.

Wenn nun S. den Juden mit Gott über sein Schicksal geschäftsmäßig verhandeln und ihn die große Rätselfrage von Lohn und Strafe rein mechanisch auffassen läßt, so beruht seine Darstellung auf einigen wenigen zum Teil noch mißverstandenen Talmud- und Midraschstellen. Wir können ja ruhig zugeben, daß es solche Meinungen auch im Judentum gab. Da es in ihm nicht so sehr auf den Glauben ankommt, durch den man allein selig werden kann, sondern auf die guten Werke, so war es von Bedeutung auf die Wichtigkeit jedes einzelnen guten Werkes hinzuweisen. Auf solche Berechnungen verstand und versteht sich der Katholizismus, der auch auf die Zahl der guten Werke Wert legt, der im Beichtstuhl jede einzelne

---

niemals einen Bestandteil des Gottesdienstes gebildet hat. In keinem Gebetbuch oder Ritualwerk findet sich ein Hinweis darauf. Das jüdische Gotteshaus diente nicht bloß dem Gottesdienst, sondern es war Versammlungshaus. in dem auch andere öffentliche Angelegenheiten erledigt wurden. Die von den Regierungen in ihrer Steuerkraft bis aufs äußerste in Anspruch genommenen Juden waren gezwungen, in dieser Weise einen Teil der Mittel für ihre öffentliche Armenpflege aufzubringen.

Sünde in Betracht zieht und für sie eine bestimmte Buße fordert, jedenfalls viel besser als das Judentum, wo jeder doch diese Rechnung nur mit seinem eigenem Gewissen zu erledigen hat. Durch die Tageszeitungen ging jüngst ein Zitat aus einer Schrift des Jesuitenpaters Fr. H. Schouppi: „Die Lehre vom Fegfeuer beleuchtet durch Tatsachen und Privatoffenbarungen", das eine Berechnung über die Zeitdauer des Aufenthaltes im Fegfeuer enthielt, Der Berechnung ist ein Durchschnitt von 3000 Sünden jährlich zugrunde gelegt oder 60 000 für eine Dauer von 20 Jahren. Rund die Hälfte davon könne ein tugendhafter Mensch wohl durch Gebet und gute Werke im gleichen Zeitraume wieder austilgen. Der Mensch gehe also mit einer Last von 30 000 Sünden ins Fegfeuer ein. Habe die arme Seele, gelinde gerechnet, pro Sünde eine Stunde zu brennen, so ergäbe das eine gesamte Brenndauer von drei Jahren, drei Monaten und fünfzehn Tagen usw.

Die großen Zahlen, mit denen hier gerechnet wird, würden also nach der Sombartschen Theorie das katholische Bekenntnis in einen viel engeren Zusammenhang mit dem Kapitalismus bringen als das Judentum. Aber das sind natürlich phantastische Ausschweifungen eines mathematisch veranlagten Kopfes. Und so wenig der einzelne Katholik in dieser Weise mit seinem Gotte rechnet, ebensowenig tut es der Jude. Um zu zeigen, daß der Talmud wohl Verständnis hat für eine qualitative Beurteilung des Menschen, führe ich ein paar kleine Erzählungen an (Taanith 22 a):

R. Beroka von Chusa pflegte den Markt zu Lephet in jeder Woche zu besuchen. Da fand sich Elia bei ihm ein, und er richtete an ihn die Frage: „Gibt es wohl auf dem Markte einen Menschen, der ein Sohn der künftigen Welt ist?" „Nein!" gab Elia zur Antwort. Während sie aber mit einander sprachen, sah er einen Mann, der

schwarze Sandalen trug und keinen Faden himmelblauen Purpurs an seinem Kleide hatte. „Das ist ein Sohn der künftigen Welt!", versetzte Elia. Beroka lief ihm nach und fragte ihn: „Was ist deine Beschäftigung?" Er antwortete: „Ich bin ein Kerkermeister und sperre die Männer besonders und die Frauen besonders ein und stelle mein Bett zwischen diese und jene, damit nichts Verbotenes geschehe". |

Während dieses Gespräches kamen zwei andere Männer, und Elia sprach zu Beroka: „Auch diese sind Kinder der künftigen Welt". Beroka ging zu ihnen und fragte sie: „Was ist eure Beschäftigung?" „Wir sind Lustigmacher", versetzten sie, „und erheitern die Mißmutigen, oder wenn wir zwei Personen sich zanken sehen, so bemühen wir uns, Frieden zwischen ihnen zu machen". Solche Erzählungen, welche darauf hinweisen, daß schlichte Menschen in niedriger und verachteter Stellung, auch ohne eine Fülle von Verdiensten aufweisen zu können, wegen einzelner tugendhafter Handlungen schon die ewige Seligkeit erlangen, finden sich im Talmud und Midrasch noch viele.

Daß überhaupt bei der Beurteilung der Religiosität nicht mechanisch Verdienst und Verfehlungen gegen einander aufgerechnet wurden, beweist die Lehre von der göttlichen Gnade, welche in Bibel und Talmud weit und eingehend erörtert wird. Wir wollen darauf nicht näher eingehen, wir wollen annehmen, daß es darüber verschiedenartige theologische Auffassungen gab. Uns kommt es aber hauptsächlich darauf an, zu zeigen, wie die Masse des jüdischen Volkes, welche sich keinen tieferen Studien hingeben konnte, über diese Fragen dachte. Das ersehen wir am besten aus den Gebeten, die ja auch dem gemeinen Mann geläufig sein mußten. Hätte S. recht, so müßte doch das Rechnungsmäßige hier zu allererst seinen Aus-

druck finden. Wir müßten da neben der Bitte um Vergebung der Sünden doch auch ein gewisses Pochen auf Verdienste finden; denn wenn der Jude z. B. am Versöhnungstag vor seinem Gotte stand, so konnte er doch gewiß, da die allermeisten religiösen Pflichten streng beobachtet wurden, sich auf ein großes Aktivkonto stützen. Aber nichts von alledem vermögen wir zu entdecken. Nebenbei bemerkt die ganze Institution des Versöhnungstages spricht gegen die Sombartsche Ansicht. Von diesem heißt es bekanntlich in der letzten Mischna des Traktates Joma: „Die Sünden, welche der Mensch gegen Gott begeht, sühnt der Versöhnungstag, die, welche er gegen seinen Nebenmenschen begeht, sühnt er erst, nachdem er diesen zufriedengestellt hat". S. kann doch nicht ernstlich meinen, daß der Jude nun mechanisch in der Zeit vor dem Versöhnungstage soviel gute Werke tun müsse, daß die Sünden aufgewogen werden. Wenn in Talmud das Bild von der Wage gebraucht wird und von Büchern die Rede ist, in welchen die Taten der Menschen aufgezeichnet werden, so sind das Bilder, die sich auch in anderen Literaturen finden, die man nicht pressen darf, um daraus ein theologisches System zu konstruieren. Wenn ferner von Buße, Gebet und Wohltätigkeit als Gegengewicht gegen die Sünde die Rede ist, so lassen sich die beiden ersteren doch gewiß nicht zahlenmäßig in Rechnung stellen, und die letzte wieder gewiß nicht ohne die beiden ersteren.

Nein, die Rechnung stimmt nicht. Das Bild des Juden, der mit seinem Gotte handelt und bei dieser Gelegenheit sozusagen seine Lehrzeit für das praktische Leben macht, fehlt eigentlich noch im antisemitischen Register. Aber es entspricht ebensowenig wie vieles andere der Wirklichkeit.

Welche Gefühle bewegen nun in der Tat den Juden in diesen heiligen Tagen. Er spricht: „Mein Gott, ehe

ich geschaffen ward, war ich ein Nichts und jetzt, da ich geschaffen bin, bin ich, als wäre ich gar nicht erschaffen worden. Staub bin ich während meines Lebens, um wieviel mehr nach meinem Tode. Siehe, hier stehe ich vor dir wie ein Gefäß voller Schmach und Schande". „Was sind wir, was ist unser Leben? Was ist unsere Frömmigkeit, was sind unsere Verdienste? Nicht ja wegen unserer Verdienste bringen wir unser Flehen vor Dich, sondern wegen Deiner großen Barmherzigkeit". Und inmitten seiner Zerknirschung richtet ihn nur immer wieder auf der Gedanke an seinen Gott, der von sich gekündet: „Ewiger, Ewiger, Gott, barmherzig und gnädig, langmütig und reich an Huld und Treue, der Huld bewahrt dem tausendsten Geschlecht, der Schuld, Freveltat und Sünde vergibt, der aber nichts ungestraft läßt, der die Schuld der Väter ahndet an Kindern und Kindeskindern, am dritten und vierten Geschlecht". Er weiß, sein Gott rechnet nicht mit ihm. Er sieht ins Herz hinein רחמנא לבא בעי. Er verlangt nur ein williges Herz. Er sieht nicht auf die Menge der Guttaten, sondern auf die Gesinnung אחד המרבה ואחד הממעיט ובלבד שיכוין לבו לשמים (Berachot 5 b, 17 b, Menachoth 110 a). Und ein Wort Raschis, dieses beim jüdischen Volke beliebtesten Schrifterklärers charakterisiert am besten die echt jüdische Anschauung. Zu den Worten der Schrift (Deuteronomium 3, 23), die Moses spricht ואתחנן אל ד׳ בעת ההיא לאמר. „Und ich flehte zum Ewigen in jener Zeit, wie folgt", bemerkt er אין חנון בכל מקום אלא לשון מתנת חנם. Das Wort חנן bedeutet überall ein Flehen um ein Geschenk. אף על פי שיש להם לצדיקים לתלות במעשיהם הטובים אין מבקשים מאת המקום אלא מתנת חנם. Die Frommen könnten sich bei ihrem Gebet auf ihre guten Werke berufen. Sie wollen aber mit Antigonos aus Socho nicht wie Knechte sein, die dem Herrn in der Absicht dienen, Lohn zu empfangen, sondern wie

Knechte, die dem Herrn dienen, ohne die Absicht Lohn zu empfangen. Sie tun ihre Pflicht לשמה, um der Pflicht willen. Das ist jüdischer Weisheit Anfang und Ende. Das ist jüdische Gottesfurcht.

Kapitel VII.

Der Bewährungsgedanke. Reichtum und Armut nach jüdischer und christlicher Anschauung.

Etwas mehr Glück scheint Sombart mit den nunmehr folgenden Feststellungen zu haben. Er findet im Judentum den sogenannten Bewährungsgedanken. Der jüdischen Religion sei zu allen Zeiten die juristisch-ethische Annahme eigen gewesen, daß es dem Gerechten gut und dem Gottlosen schlecht ergehe. Gewandelt habe sich im Laufe der Zeiten nur die Auffassung von dem Wesen und der Art solcher Vergeltung. Das ältere Judentum habe nur einen Ausgleich in dieser Welt gekannt, während das spätere einen solchen im Jenseits hinzufüge. Das Wohlergehen auf Erden werde als ein Zeichen angesehen, daß man ein dem Herrn wohlgefälliges Leben führe. Im irdischen Glück bewähre sich die echte Frömmigkeit. Die Güterlehre empfange so in der jüdischen Religion folgende Gestalt. Oberstes Ziel bleibe es, die Gebote Gottes zu erfüllen. Doch dürfe man auch die irdischen Güter suchen, nicht zwar um ihrer selbst willen, aber als ein in die göttliche Zweckordnung eingefügtes Gut, als Zeichen und Unterpfand des göttlichen Wohlgefallens, als einen mit der Gerechtigkeit als Lohn verknüpften göttlichen Segen. Zu den Glücksgütern dieser Erde gehöre aber auch ein wohlbestelltes Haus, gehöre materielles Wohlbefinden und Reichtum. Es wird dann so dargestellt und durch Schriftstellen zu beweisen gesucht, daß den Juden so seine

Religion schon auf den Erwerb von Reichtum hinweise. Es wird als Exempel vorgeführt, wie etwa Amschel Rothschild am Freitag Abend, nachdem er soeben eine Million verdient habe, mit Befriedigung und Genugtuung all die Stellen der Heiligen Schrift liest, welche das Lob des Reichtums singen. Dem Juden wird sodann als schroffster Gegensatz der Christ gegenübergestellt, dem die Religion die Freude an dieser Welt nach Kräften zu vergällen versucht habe. Ebenso oft wie in den Schriften des Alten Testamentes der Reichtum gepriesen werde, ebenso oft werde er im Neuen Testament verflucht, werde die Armut verherrlicht. Das eine Wort: „Leichter ist es, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme," baue ja das ganze Religionssystem auf grundsätzlich anderem Fundament als das Judentum auf. Ihm entspreche kein einziger Satz im ganzen Alten Testament und gewiß auch nicht in der gesamten Talmudisch-rabbinischen Theologie. Welche Seelenangst müsse der reiche Christ ausstehen, da ihm das Himmelreich verschlossen sei, gegenüber dem reichen Juden, der im Namen Gottes Gold wie Zinn und Silber wie Blei sammle.

Eine sehr fein ersonnene Theorie, wenn man gewisse Einzelaussprüche des Judentums und Christentums als d a s Judentum und d a s Christentum hinstellt, wenn man ferner annimmt, daß es ein solches Christentum wirklich gegeben habe. Ich glaube, man dürfte einen Preis aussetzen für die Nennung eines Christen, zum mindesten in der von S. behandelten neueren für die Entwicklung des Kapitalismus bedeutsamen Geschichtsperiode, dem sein Reichtum Gewissensqualen verursachte.

Ich werde auf die Einzelheiten der Sombart'schen Feststellungen noch des näheren eingehen, zumal da sich hierbei Gelegenheit bietet, über den Rahmen der Kritik hinausgehend, das wahre jüdische Wirtschaftsideal als

solches festzustellen, welches durchaus nicht die nach S. charakteristischen Kennzeichen des Kapitalismus aufweist. Aber zuvor möchte ich noch einen größeren Passus anführen, in welchem der Historiker Sombart den Theoretiker widerlegt. Indem er einen vortrefflichen Ueberblick über die Geschichte der Geldleihe, die ja in erster Linie zum Reichtum führt, gibt, zeigt er, daß diese durchaus nicht aus einer volklichen Anlage und, füge ich hinzu, auch nicht aus einer Beeinflussung durch die Religion entspringen müsse, sondern daß allgemein menschliche Gründe genug zur Erklärung bereit liegen. Dies entspricht ja auch einer Grundauffassung der national-ökonomischen Wissenschaft, die den Erwerbstrieb als einen der Hauptantriebe zu jeder menschlichen Wirtschaftstätigkeit hinstellt.

„Ueberall, wo in einem Volke Leute mit großem Vermögen neben solchen Leuten leben, die aus irgend welchen Gründen Geld nötig haben, sind die beiden Gruppen der Bevölkerung stets in das Verhältnis von Gläubigern und Schuldnern zu einander getreten. Ja — wo auch überhaupt nur Reiche neben Armen gewohnt haben, selbst wenn es noch nicht einmal Geld in dem Lande gab, haben diese dann in natura geborgt. In den Anfängen der Kultur wohl, ohne Zins zu zahlen, wo sich die beiden Gruppen noch als Genossen derselben Gemeinschaft fühlten. Später — und zwar erst im Verkehr mit Fremden — wird das zinstragende Darlehen in gewöhnlichen Gebrauchsgütern (wie Getreide, Vieh, Oel) oder in Geld zu einer ständigen Einrichtung jeder nur irgend wie besitzdifferenzierten Volkswirtschaft.

Altertum, Mittelalter und Neuzeit sind gleichmäßig angefüllt mit Leihe und Wucher. Und Beteiligt sind Angehörige der verschiedensten Volkstämme und der verschiedensten Religionen. Für das Altertum braucht nur an die großen Agrarreformen in Griechenland und Rom erinnert zu

werden. Mittelpunkt des Geldleiheverkehrs waren im Altertum die Tempel, in denen sich große Barvorräte anhäuften. Von denen Babyloniens wissen wir, daß sie Geschäftshäusern glichen: Der Marduktempel in Babylon, der Sonnentempel in Nippur. Die als Zehnten zuströmenden Massen von Naturalien mußten, soweit sie nicht zu Opferzwecken, zur Speisung und Besoldung einer vielhundertköpfigen Priester- und Dienerschaft Verwendung fanden, nutzbringend angelegt werden, mittels Ankaufs von Häusern und Grundstücken, die dann vermietet bezw. verpachtet wurden, mittels Verkaufs von Getreide und Datteln, aber vor allem Gelddarlehen, so daß die Tempel schließlich Bankhäuser wurden.

Dasselbe wird uns von dem Tempel zu Delphi berichtet, von Delos, Ephesos, Samos.

Ebenso bekannt ist es, daß im Mittelalter die christlichen Kirchen, Klöster, Stifte, Ordenshäuser ebenfalls Mittelpunkte eines lebhaften Geldleiheverkehrs waren (trotz Zinsverbotes). (Wo bleiben da die Gewissensqualen, die Angst, nicht in das Himmelreich zu kommen?)

Und wenn heute der Marschenbauer ein paar Hundert oder Tausend Taler erübrigt hat, so weiß er nichts besseres damit anzufangen, als sie gegen Wucherzinsen seinem bedürftigen Nachbarn auf der Geest als Darlehen zu geben.

Zinsen von ausgeliehenem Gelde zu beziehen, ist ein zu reizvolles und zu leichtes Mittel, sein Einkommen zu vergrößern, als daß es nicht von jedermann, der dazu imstande ist, gern angewandt werden sollte. Man braucht dazu wahrhaftig kein Jude zu sein.

Also: jeder der's kann, „wuchert mit Freuden". (S. 374 f.)

Nach diesen Ausführungen hätte aber das ganze Sombart'sche Buch (was schade wäre) nicht geschrieben

werden müssen. Was bleibt denn für die Juden Besonderes? Ja, aber diese haben eine besondere natürliche Begabung dazu. Das könnten wir uns gefallen lassen, wenn wir für natürliche setzen „durch wirtschaftliche Verhältnisse und rechtliche Sonderstellung erworbene."

Um nunmehr auf Einzelheiten einzugehen, so ist es nicht korrekt, von einer juristisch-ethischen Annahme der jüdischen Religion zu sprechen, daß es dem Gerechten gut und dem Gottlosen schlecht ergehe, daß man ferner aus dem Wohlergehen auf Erden auf ein dem Herrn wohlgefälliges Leben schließen dürfe. Wohl vertritt sie wie jede andere Religion im allgemeinen die Anschauung, daß Gott den Guten belohne und den Bösen bestrafe. Aber sie ist viel zu wenig dogmatisch, um die Gottheit hierbei auf das Wie oder Wann festzulegen. Allerdings hat es zumal in der biblischen Zeit eine starke und weitverbreitete Volksmeinung gegeben, welche die Moralität der Menschen nach ihrer Prosperität beurteilte. Aber diese Meinung wird ja gerade von Psalmisten und Propheten auf das schärfste bekämpft. Hier finden wir ja gerade die aus der Erfahrung des täglichen Lebens geschöpfte Feststellung wie z. B. Psalm 10, 5, 6: „Es gedeihen seine (des Frevlers) Wege zu jeglicher Zeit; in der Höhe bleiben, fern von ihm deine Strafgerichte: all seine Wiedersacher, er schnaubt sie an. Er spricht in seinem Herzen: „Nimmer wanke ich für alle Geschlechter, ich komme nicht ins Unglück." Oder Psalm 12, 2: „Hilf, o Ewiger; denn aus ist es mit dem Frommen, denn es schwindet die Treue unter den Menschenkindern." Das Einschreiten Gottes wird gefordert. Es wird darauf hingewiesen, daß das Glück der Frevler nicht von Dauer ist, daß die Gerechten, Demütigen, die auf den Ewigen hoffen, schließlich doch das Land besitzen werden (Psalm 37). Es wird auch in der Bibel schon auf den Ausgleich im Tode hingewiesen: „Lämmern gleich wandern sie in die Gruft, der Tod wei-

det sie, und auf sie treten Gerechte; ein Morgen — und ihre Gestalt verwest, da die Gruft ihre Wohnung geworden". Des Gerechten Seele dagegen erlöst Gott aus der Gruft (Psalm 49). Das ganze Buch Hiob ist ja diesem Problem der Theodicee gewidmet, und es bietet uns, je nachdem wir es deuten, entweder die Antwort, daß wir uns gegenüber dem allmächtigen und allwissenden Gott bescheiden und uns demütig und geduldig in seine Waltung fügen müssen oder wohl besser die neue Lehre, daß es Leiden gibt, welche weder eine Strafe noch eine Züchtigung der Sünde halber sind, welche nicht von Gottes Zorn, sondern von Gottes Liebe verhängt werden und den Zweck haben, die Frömmigkeit der Gerechten zu bewähren und zu vollenden. Diese Anschauung, daß die Leiden zur Läuterung und Veredelung des Menschen dienen, war nicht bloß eine solche der geistig Höherstehenden und philosophisch denkenden Kreise, sondern sie war weit verbreitet und tief in der Volksseele eingewurzelt. So finden wir z. B. in dem viel gelesenen Buche Menorath Hamaor (§ 298) unter Berufung auf den Talmud Berachoth 5 a: Wenn Leiden über den Menschen kommen, und er meint, daß er nicht gesündigt habe, so soll er seine Wege prüfen, und er wird schon einen Grund für die Sache finden. Hat er seine Taten geprüft und ein Unrecht gefunden, so tue er Buße. Hat er gesucht und nichts gefunden, so sehe er die Ursache in der Vernachlässigung der Thora. Hat er auch auf diesem Gebiet sich nichts zu schulden kommen lassen, בידוע שיסורין של אהבה הן, dann ist es sicher, daß es Leiden sind, die Gott aus Liebe geschickt hat, wie es heißt (Sprüche 3, 12): „Denn wen der Ewige liebt, straft er und wem, wie der Vater dem Sohne, er wohl will." So sehen wir, daß dem Schuldigen die Leiden als Strafe kommen, und dem, der nicht schuldig ist, kommen sie, um ihn für die künftige Welt zu veredeln. An anderer Stelle heißt es (§ 300): „Manchmal bringt

Gott Leiden über den Frommen zu seinem Heile, um ihn zu beglücken und zu läutern, um ihn noch frommer und weiser zu machen, als er war, obgleich er sie nach seinen Taten nicht verdient hatte."

Mit der theologischen Begründung des Bewährungsgedankens hapert es also stark. Wie steht es nun in Wirklichkeit mit ihm? Ist es wahr, daß die jüdische Religion den Reichtum als wirtschaftlich erstrebenswertes Ziel hinstellt? Ist in dieser Hinsicht wirklich ein solch schroffer Gegensatz zwischen Christentum und Judentum vorhanden? Ist die Lehre des Christentums wirklich so durchaus reichtums- und güterfeindlich? Betrachten wir einmal die von Sombart angeführten Stellen. (Matth. 6, 24): „Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen, und den anderen lieben; oder er wird dem einen anhangen, und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Dieser Satz ist aber nur die Schlußfolgerung aus 6, 19 und 20: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da Diebe nicht nachgraben noch stehlen." Ich setze daneben als Parallele eine Erzählung aus dem Talmud (Baba Bathra 11 a):

Der König Monobaaz verteilte in den Hungerjahren seine Schätze und die Schätze seiner Väter. Da verbanden sich wider ihn seine Brüder und sein Vaterhaus; sie machten ihm Vorstellungen und sprachen: „Deine Väter haben gesammelt und die Schätze ihrer Väter vermehrt, Du aber verschwendest sie." Er antwortete ihnen: „Meine Väter haben Schätze hier unten gesammelt, ich aber sammle Schätze oben, wie es heißt Psalm 85, 12: „Treue sprosst aus der Erde, und Wohltätigkeit schaut vom Himmel hernieder." Meine Väter haben gesammelt an einem Orte,

wo die Hand schalten kann, ich aber habe gesammelt an einem Orte, wo die Hand nicht schalten kann, wie es heißt Psalm 88, 15: „Recht und Gerechtigkeit sind Deines Thrones Stütze, Liebe und Treue begrüßen Dein Antlitz.“ Meine Väter haben etwas gesammelt, was keine Früchte trägt, ich aber habe etwas gesammelt, was Früchte trägt, wie es heißt Jes. 3, 10: „Sprechet zu dem Gerechten, daß es ihm gut geht, denn die Frucht ihrer Werke werden sie essen.“ Meine Väter haben Schätze des Mammons gesammelt, ich aber habe Seelenschätze gesammelt, wie es heißt Sprüche 11, 30: „Die Frucht des Gerechten ist ein Baum des Lebens, und Seelen erwirbt der Weise.“ Meine Väter haben für andere gesammelt, ich aber habe für mich selbst gesammelt, wie es heißt Deut. 24, 13: „Und Dir wird es zur Gerechtigkeit sein vor dem Ewigen, Deinem Gotte.“ Meine Väter haben für diese Welt gesammelt, ich aber habe für jene Welt gesammelt, wie es heißt Jes. 58, 8: „Und es zieht Dir voran Deine Wohltätigkeit, und die Herrlichkeit des Ewigen beschließt Deinen Zug.“ Nebenbei bemerkt soll wohl in diesem Satze weniger Güterfeindlichkeit als der auch dem Judentum geläufige Gedanke ausgesprochen werden, daß man dem Mammon nicht dienen, ihn nicht zum Herrn über sich werden lassen, sondern nur Gott allein dienen und ihn als Herrn anerkennen soll. Man denke an Stellen wie Deut. 6, 3: „Und Du sollst lieben den Ewigen, Deinen Gott, mit Deinem ganzen Herzen und mit Deiner ganzen Seele und mit Deinem ganzen Vermögen.“ Oder Deut. 8, 12—14: „Daß nicht — wenn Du issest und satt wirst und schöne Häuser bauest und bewohnst; und Deine Rinder und Schafe sich mehren und Silber und Gold sich Dir mehrt, und alles, was Dein, sich mehrt, — Dein Herz sich erhebe und Du vergessest den Ewigen, Deinen Gott, der Dich aus dem Lande Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechte.“

Die zweite Stelle ist Matth. 10, 9—10: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber, noch Erz in Euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Weg-Fahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert." Vorher hieß es: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt Ihr's empfangen, umsonst gebet es auch." Es ist eine Mahnung an die Apostel, ihre Sendung uneigennützig zu vollziehen, kein Entgelt für ihre Tätigkeit zu nehmen, ferner nichts Ueberflüssiges mitzunehmen, was sie auf ihren Wanderungen behindern könnte, und nur gerade und unbeirrt auf ihr Ziel loszusteuern. Aehnlich sagt der Prophet, der zu Jerobeam gesandt wird (I Könige 13, 9): „Denn so hat man mir geboten auf das Wort des Ewigen und gesprochen: „Du sollst kein Brot essen und sollst kein Wasser trinken und nicht zurückkehren auf dem Wege, den Du gegangen bist."

Können wir uns ferner den Propheten Elia nach der Schilderung der Schrift anders vorstellen, denn als armen und dürftigen Wanderer, der, ohne Wegzehrung bei sich zu führen, barfuß die Lande durchzieht, das Wort Gottes verkündend?

Ist es etwas anderes, wenn Elisa seinem habgierigen Diener Gehasi (II Könige 5, 26) tadelnd zuruft: „War es Zeit, das Silber zu nehmen und Kleider zu nehmen, oder Oelbäume und Weinberge, und Schafe und Rinder, und Knechte und Mägde?" Wer denkt ferner nicht an das Talmudwort (Nedarim 37a): מה אני בחנם אף אתם נמי בחנם, nach welchem Moses all seinen Nachfolgern, den kommenden Lehrern Israels, befiehlt: „So wie ich umsonst gelehrt, so sollt auch ihr es tun"? Konnte doch derselbe Moses mit Stolz von sich sagen: „Nicht den Esel eines unter ihnen habe ich weggenommen" (Numeri 16, 15). Aehnlich konnte Samuel sprechen: „Hier bin ich, zeuget

wider mich, vor dem Ewigen und vor seinem Gesalbten! Wessen Ochsen habe ich genommen, oder wessen Esel habe ich genommen, oder wem habe ich vorenthalten? Wen habe ich bedrückt, oder aus wessen Hand habe ich Lösegeld genommen, daß ich mein Auge vor ihm verschloß? — und ich will es euch erstatten" (I Samuel 12, 3).

Und endlich das Hauptstück Matth. 19, 23. 24: „Wahrlich, ich sage euch: Ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." Ist damit wirklich etwas so Unerhörtes und Neues gesagt? Findet sich in jüdischen Quellen gar nichts Aehnliches oder Gleichwertiges? Doch suchen wir erst aus dem Zusammenhange zu verstehen, was damit überhaupt gesagt sein soll. „Und siehe einer trat zu ihm und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben?" Es wird ihm zuerst gesagt, er solle die Gebote halten, und einige der wichtigsten werden aufgezählt. Als er erklärt, er habe dies alles von seiner Jugend auf gehalten, was ihm denn noch fehle, da ergeht das Wort: „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was Du hast, und gibs den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter."

Es scheint mir, daß hier sachlich nicht mehr gesagt ist, als in den beiden früheren Stellen, daß man als Apostel, als Jünger, als Diener Gottes, den Reichtum wie alle irdischen Güter zurückstellen müsse, um ganz in dem Dienste der höchsten Macht aufzugehen. Das wird noch deutlicher aus den Parallelstellen. So Ev. Marc. 10, 24: „Lieben Kinder, wie schwer ist's, daß die, so ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, ins Reich Gottes kommen." Also nur wer sein Vertrauen auf Reichtum setzt, nicht aber

wer im Vertrauen auf Gott seinem Reichtum im Sinne Gottes und nach seinem Gebote verwendet, verliert den Anspruch auf das Himmelreich. Aber sogar die Bewährungsidee finden wir in diesem Kapitel Vers 29 und 30: „Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, so er verläßt Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfahe, jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mutter und Kinder und Aecker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben." Also für das richtige religiöse Verhalten erhält man neben der künftigen Welt auch reichen irdischen Segen. „Viele aber werden die Letzten sein, die die Ersten sind, und die Ersten sein, die die Letzten sind". Auch dieser Satz läßt in diesem Zusammenhange eine Deutung auf materielle Güter zu.

Ueberhaupt finden sich im neuen Testament besonders in den Bildern und Gleichnissen nicht wenige Stellen, welche einen kapitalistisch veranlagten Sinn zumindest ebenso leicht zur Beharrung auf der kapitalistischen Bahn veranlassen können, wie etwa manche Aussprüche der Bibel und des Talmud. Matth. 13, 44, 45: „Abermals ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand, und verbarg ihn, und ging hin vor Freuden über demselbigen, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. Abermals ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbe."

Wenn nach S. Anselm Rothschild, sich auf König Salomo berufend, Gold wie Zinn und Silber wie Blei anhäuft, so dürften die modernen Minensucher in Marokko und Diamantenjäger in Südwestafrika mit nicht viel weniger Recht diese Sätze aus Matthaei für sich in Anspruch

nehmen. Oder er kann aus dem Gleichnis Matthaei 18, 23—35 die Lehre entnehmen: „Ich werde mir von meinem Schuldner lieber gleich alles zahlen lassen und nicht erst durch Schaden klug werden wie der König, der ihm erst die Schuld erläßt und dann, als er selbst gegen seinen eigenen Schuldner hartherzig ist, sie unter Martern von ihm eintreibt. Oder er wird tun wie die getreuen Knechte Lucae 19, 11—28, die mit dem einen Pfund, welches ihnen der Herr zurückgelassen hat, so lukrative Geschäfte machen, daß sie zehn Pfunde damit verdienen. Der Eine, der das Pfund nur sorglich aufgehoben hat, der sich vor seinem harten Herrn fürchtete, weil er nehme, was er nicht gelegt, und ernte, was er nicht gesät habe, muß sich harte Vorwürfe gefallen lassen. „Warum hast Du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich's mit Wucher erfordert?" Dem Armen wird sein Pfund genommen und dem gegeben, der schon zehn Pfund hat; denn, wer da hat, dem wird gegeben werden, von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat. Wozu braucht S. im Alten Testament und rabbinischen Schrifttum Ausgrabungen nach kapitalsfreundlichen Aeußerungen veranstalten zu lassen, wo das Gute ihm doch so nahe lag? Lucae 12, 21 wird wieder der Reiche getadelt, aber nicht wegen seines Reichtums an sich, sondern, weil er sich Schätze gesammelt und nicht reich in Gott sei. Endlich Apostelgeschichte 8, 27 wird uns ein Mann aus Mohrenland angeführt, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Kandace in Mohrenland, welcher war über all ihren Schatzkammern, der war kommen gen Jerusalem, anzubeten. Trotz seines Reichtums und ohne daß von ihm verlangt wird, seinen Reichtum aufzugeben, wird er vom Apostel Philippus in das Christentum aufgenommen.

Soll nun etwa mit diesen Ausführungen bezweckt werden, die Kapitalfreundlichkeit des Christentums zu be-

weisen? Gewiß nicht! Nur die Methode Sombarts, durch Einzelzitate etwas zu beweisen, was dem ganzen Geiste einer Religion widerspricht, sollte ad absurdum geführt werden. Denn eine jede Religion, überhaupt eine jede höhere Philosophie und Weltanschauung, muß in gewissen Sinne kapitals- und güterfeindlich sein. Sie will das Leben des Menschen in höhere Sphären erheben, sie will ihn zum Unendlichen führen, sie will ihn über den Jammer und die Unzuträglichkeiten des Erdendaseins trösten. Deshalb muß sie ihn die irdischen Güter geringschätzen und verachten lehren. Steigt sie aber dann aus den Höhen des Gedankens in die Niederungen des praktischen Lebens herab, so muß sie sich doch mit dem Irdischen mehr oder weniger abfinden, muß ihm seinen rechten Platz anweisen, muß vom Himmel herabsteigen und sich auf der Erde einrichten. Hat das Judentum dies besser verstanden als Christentum oder scheint es wenigstens so, so erklärt sich das aus verschiedenen Gründen.

Der Stifter des Christentums wendet sich bei seinem Auftreten an die Armen, Niedrigen, die unteren Klassen. Diese bilden seine ersten und treusten Anhänger. Er ist in gewissem Sinne auch Sozialrevolutionär. Er kann sich deshalb radikaler gegen den Reichtum wenden. Das Judentum ist die Religion eines ganzen Volkes. Es wendet sich an alle Klassen und tat das schon von Anbeginn an. „Ihr steht heute alle vor dem Ewigen, eurem Gotte, eure Häupter, eure Stämme, eure Ältesten, eure Beamten, alle Männer Israels. Eure Kinder, eure Frauen und dein Fremdling, welcher inmitten deines Lagers ist, von deinem Holzhauer bis zu deinem Wasserschöpfer" (Deut. 23, 9, 10). Es mußte auf alle Klassen Rücksicht nehmen und hat es getan. Jeder sollte nach seinem Vermögen leisten und seinem Gotte bringen, der Reiche sein Lamm, der Mittlere seine Taube, der Arme sein Maß Mehl. Es konnte und wollte nicht eine Klasse, wäre es

auch die der Reichen, schmähen und herabsetzen. Sein Wahlspruch ist Gleichberechtigung, aber nicht Bevorzugung, wenn auch des Armen. „Du sollst auch den Armen nicht in seinem Rechtsstreite bevorzugen. Denn Arm und Reich begegnen sich; sie alle hat der Ewige geschaffen."

Es ist überhaupt ungerecht, das entstehende Christentum, wie es sich im neuen Testament findet, mit dem vollentwickelten Judentum jener Zeit zu vergleichen. Man ziehe vielmehr das reife Christentum späterer Zeiten heran, wie es sich uns bei irgend einem der europäischen Völker zeigt. Wir finden dann, daß auch dieses vom Himmel auf die Erde herabgestiegen ist, daß es sich mit dem Wirtschaftsleben und seinen Erfordernissen auf guten Fuß zu stellen gewußt hat, nicht minder als das biblisch-talmudische Judentum.

Ist es im Vorgehenden nachgewiesen, daß selbst dem Christentum der Reichtum an sich selbst in seinen Urschriften durchaus nicht immer als Aergernis gilt und daß, wenn sich einer oder der andere Ausspruch in diesem Sinne deuten läßt, sich das aus dem Milieu, in welchem diese Religion entstanden ist, zur Genüge erklärt, so haben wir nun die Frage zu entscheiden, wie die jüdische Religion in Bibel und Talmud über Armut und Reichtum urteilt. Sombarts Darstellung ist die folgende: Wenn wir die jüdischen Religionsquellen durchlesen, so lassen sich allerdings einige ganz wenige Stellen nachweisen, in denen die Armut als das höhere Gut gegenüber dem Reichtum gepriesen wird. Aber diesen wenigen Stellen stehen gewiß Hunderte und Aberhunderte gegenüber, die den Reichtum preisen, die ihn als einen Segen des Herrn betrachten, und höchstens vor seinem Mißbrauch oder vor den Gefahren warnen, die er im Gefolge hat. Gelegentlich wird auch wohl gesagt, daß Reichtum allein nicht glücklich mache, man müsse auch mit andern Gütern daneben (z. B. mit Gesundheit) gesegnet sein oder: daß andere Güter ebensoviel wert seien (oder

wertvoller) als Reichtum. Aber damit ist doch noch nichts gegen den Reichtum gesagt: ist vor allem nicht gesagt, daß er Gott ein Aergernis sei. Es ließen sich in Bibel und Talmud zweifellos Aussprüche nachweisen, die den Reichtum mindestens als eine Gefahr für den Gläubigen betrachten und die Armut preisen. In der Bibel sind es vielleicht ein halbes Dutzend; im Talmud etwas mehr. Das Wichtige ist aber, daß sich jeder solchen Stelle gleich zehn entgegenhalten lassen, die von dem anderen Geiste erfüllt sind[1]).

Hierauf zuerst eine allgemeine Erwägung. Der Titel des Sombartschen Buches lautet: „Die Juden und das Wirtschaftsleben". Das Thema probandum ist: Die Juden sind einer der Hauptfaktoren bei der Entwicklung des modernen kapitalistischen Wirtschaftsbetriebes. Zu dieser ihrer starken kapitalistischen Betätigung hat sie unter anderem auch ihre Religion veranlaßt. Begründung, weil u. a. an einer Anzahl Stellen des jüdisch-religiösen Schrifttums der Reichtum als ein Gut bezeichnet wird. Man hätte zum mindesten erwartet, weil an einer Anzahl von Stellen zur kapitalistischen Betätigung aufgefordert wird, d. h. zu einer Wirtschaftsform, die den Hauptzweck der wirtschaftlichen Tätigkeit in einem schrankenlosen, durch keinerlei Hemmung seitens des Gesetzes, der Sitte oder der höheren Moral (soweit sie sich auf das Glück des dem gleichen Ziele nachstrebenden Nebenmenschen bezieht) gezügelten Güterwerb

---

[1]) Es ist unwissenschaftlich, in einer wissenschaftlichen Arbeit mit Renommierzahlen wie hundert und aberhundert oder zehn auf eins zu operieren. In einem Werke von 476 Seiten hätte sich wohl in einer Anmerkung Platz für diese leicht zu beschaffenden Zitate gefunden. S. führt im ganzen 50 Stellen aus Bibel und Talmud an, von denen aber auch der größere Teil keinerlei Beweiskraft für seine grundlegende These hat. Hunderte und Aberhunderte von Stellen führt er nicht an aus dem einfachen Grunde, weil es solche nicht gibt.

sieht. S. sagt ja selbst: Es kann also keinem Zweifel unterliegen: Gott will den Freihandel, Gott will die Gewerbefreiheit! Er hätte noch hinzufügen müssen: Gott will die Mobilisierung des ländlichen und städtischen Grundbesitzes! Gott will die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken, die Konzentrierung der Kapitalien in wenigen Händen, die Industrialisierung der Massen und ihr Zusammendrängen in großen Zentren! Gott ist mit den Reichen, den Kapitalisten! Das alles oder zum mindesten eine starke Anregung dazu hätte er durch nicht bloß vereinzelte, sondern in ihrer Wucht und Menge erdrückende Belege aus dem jüdischen Schrifttum beweisen müssen. Er hätte sich aber nicht auf Einzelheiten beschränken dürfen. Er hätte auf den ganzen Geist und auf die ganze Richtung der jüdischen Religion in wirtschaftlicher Hinsicht eingehen müssen. Er hätte in ihr das finden müssen, was z. B. die Sozialdemokratie dem modernen christlichen Staatskirchentum vorwirft, nämlich daß es eine Klassenreligion sei, nur im Interesse der wohlhabenden Volkskreise wirke, für die Seelenregungen und Empfindungen des armen arbeitenden Volkes, des besitzlosen Proletariers kein Verständnis habe. Und was bietet er uns an Stelle dieser großzügigen Untersuchung? 50 armselige Stellen aus dem ungeheuren Gebiete des biblisch-talmudischen Schriftums.

Diese sollen nunmehr beweisen, daß nach der Anschauung der jüdischen Religion auch der Reichtum ein Gut ist. Und wenn dies nun wirklich erwiesen wäre, wäre damit wirklich eine besondere Eigentümlichkeit der jüdischen Religion oder des jüdischen Volkes festgestellt? Welche Volks- oder Religionsgemeinschaft des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit hätte nicht auch nach Reichtum gestrebt? Selbst die kommunistischen und kollektivistischen Schwärmer und ihre spärlichen Nachfolger haben ja nach Reichtum, d. h. nach einem möglichst großen

Anteil an den Gütern dieser Welt gestrebt. Sie unterscheiden sich nur durch die Art, wie sie über diese Gütermenge verfügt wissen wollen. Das Mittelalter stand doch gewiß voll und ganz unter dem Einfluß des christlichen Wirtschaftsideales? Hat deshalb der mittelalterliche Mensch nicht auch nach Reichtum gestrebt? War er deshalb schon ein homo capitalisticus? Hatte er deshalb schon Anlagen zur kapitalistischen Wirtschaftsbetätigung? Warum muß nun der Jude eine solche haben, wenn er auch den Reichtum für ein Gut hält oder seine Religion ihn in demselben ein Gut sehen läßt?

Aber tut sie auch nur dies? Wenn ein wackerer Landmann seine Aecker im Schweiße seines Angesichts bestellt und sein Vieh treulich gehütet und versorgt hat und nun sich auch einen reichen Ertrag seiner Arbeit, einen Lohn für seine Mühe wünscht und die Gottheit ihm einen solchen verheißt, so wird niemand sagen, er strebe nach Reichtum und habe gar einen kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb, oder er verrate wenigstens die Neigung oder Anlage dazu.

Aber der Jude muß sie haben — nach Sombart wenigstens — wenn sein Gott ihm die Frucht des Landes, Getreide, Most und Oel, die Früchte der Kühe und Schafe segnen will! (Deut. 15, 6). Die jüdische Religion preist den Reichtum, wenn der Herr für das Land sorget und es wässert und es (wohl gemerkt das Land, den Boden) sehr reich macht! (Ps. 65, 10). Oder wenn er die Speicher voll sein läßt, allerlei Vorrat spendend! (Ps. 144, 13). Wenn von Gottes Segen die Rede ist, so kann darunter nach Sombarts Interpretation nur Reichtum verstanden sein (Sprüche 3, 33), desgleichen wenn jemand durch Arbeit und Weisheit gesegnet wird (Weisheit Salomos 10, 10, 11), oder wenn jemand durch Arbeit an allem Ueberfluß hat (Sirach 10, 30), oder wenn dem Frommen als Lohn der Segen des Herrn erblüht (Sirach 11, 23). Reichtum ist es

schon, wenn jemand keinen Mangel leidet (Psalm 34, 10) oder ihm sein Gut erhalten bleibt und er in der Zeit der Teurung keinen Mangel leidet oder wenn man am Morgen seinen Samen sät und auch am Abend seine Hand nicht ruhen läßt (Prediger 11, 6).

Wir sehen also die Beweisstellen schrumpfen schon zusammen. Heißt es ferner das Streben nach Reichtum fördern, wenn betont wird, daß auch der Reichtum wie die Armut von Gott kommt? (Sirach 11, 14, Kiddušchin 82a). Die Gottesfurcht wird als das höchste Gut des Menschen hingestellt. Sie ist der Anfang aller Weisheit, sie ist die eigentliche Weisheit. Diese Weisheit verbürgt uns alle anderen Lebensgüter. Sie war ja das einzige, was König Salomo sich von Gott erbat, weil er wußte, daß auf ihr alles Lebensglück beruhe. Wenn nun diese Weisheit in den höchsten Tönen gepriesen wird, da nur aus ihr uns alle Güter und Freuden des Daseins u. a. auch der Reichtum erblühen (Sprüche 3, 16. 8, 18. 14, 24. 22, 4; Weisheit Salomos 7, 11), so liegt darin doch auch keine Empfehlung des Reichtums oder eine Aufforderung, ihm nachzujagen oder ihn als einziges Lebensziel anzusehen, wie die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung es will. Er wird dadurch gerade zu einem sekundären Gute herabgedrückt. Sätze wie: „Des Reichen Habe ist ihm eine feste Stadt“ (Sprüche 10, 15) oder „In der Zeit der Not lernt der Mensch am besten den Wert des Reichtums schätzen“, könnten allerdings zum Streben nach Reichtum anreizen. Aber sie sind nicht so gemeint, die sogenannte Chokmahliteratur bietet uns zweierlei, einerseits Sprichwörter und Sätze, die gewissermaßen kristallisierte Erfahrungen sind. Das ist eine Art Ausschnitt aus dem Leben der Zeit, die sie uns darstellt, ohne ethische oder moralische Folgerungen daraus zu ziehen. Andererseits enthält sie direkt Moralsätze, die auf unser Handeln einwirken sollen. Deswegen heißt es wohl oft: Strebe nach Gottesfurcht, nach Weis-

heit, oder halte Dich fern von unrechtem Gewinn, aber niemals strebe nach Reichtum!"

Koheleth 5, 18: „Wenn irgend einem Menschen Gott Reichtum und Güter gegeben und ihm gestattet, davon zu genießen und sich zu freuen seiner Mühe: Das ist ein Geschenk Gottes", sagt doch auch nur, daß Reichtum wie alle Güter von Gott kommt. Daß es ein schlimmes Uebel ist, wenn jemand Reichtum besitzt und ihn nicht genießen kann, könnte doch eher davor warnen, danach zu trachten (Koheleth 6, 2). Sirach 10, 25: „Der Reiche, der Angesehene und der Arme — ihr Ruhm ist die Furcht des Herrn", beweist doch eben gerade, daß Reichtum nicht das Höchste ist, daß höher als alle irdischen Güter die Furcht des Herrn steht. Sirach 10, 37: „Ein Armer wird geehrt um seiner Klugheit willen und ein Reicher — um seines Reichtums willen (der eben seine Klugheit beweist)". Die in Klammern gesetzte Interpretation von Sombart ist gekünstelt. Der Satz stellt doch gerade den Armen und Reichen einander gleich. Beide können zur Ehre gelangen, wenn auch auf verschiedenen Wegen.

Arges Pech hat S. wieder mit seinen talmudischen Zitaten. So führt er an Baba mezia 30 b: „R. Jehuda im Namen Rabs lehrte (es heißt Deut. 12, 4): „Es soll jedoch kein Dürftiger unter Dir sein". Das Deinige geht dem aller übrigen Menschen vor". Wenn man das so liest, so erscheint es ungeheuer egoistisch und kapitalistisch. Einen ganz anderen Sinn aber gewinnt es im Zusammenhange. Es handelt sich um die Pflicht, eine Sache, die man findet, aufzuheben und dem Eigentümer zurückzugeben. Die Mischna sagt: „Findet jemand einen Sack oder eine Kufe oder sonst eine Sache, die er gewöhnlich nicht trägt, (weil es gegen seine Würde ist), so braucht er sie nicht aufzuheben. Der Talmud fragt: „Woher wissen wir das?" und antwortet: „Die Weisen haben gelehrt: „Es heißt in der Schrift (Deuteron. 22, 4) והתעלמת. Manch-

mal kannst Du Dich der Pflicht (eine verlorene Sache aufzuheben) entziehen. Nämlich u. a. שהיתה מלאכה שלו מרובה משל חברו d. h. wenn die Arbeit, mit welcher man gerade beschäftigt war, mehr wert war als die verlorene Sache des Nächsten, oder mit anderen Worten: Wenn er jetzt seine eigene Arbeit unterbrochen hätte, um die Sache seines Nächsten aufzuheben, so hätte er sich selbst einen größeren Schaden verursacht, als er seinem Nächsten Nutzen gebracht. Dazu bemerkt nun der Talmud: „Diesen Gedanken hat ja schon R. Jehuda ausgesprochen in dem von S. zitierten Satze. So, richtig verstanden, ist es gewiß kein kapitalistischer Gedanke.

Auch das Wort des R. Jonathan (Aboth 4, 9): „Wer die Thora in der Armut hält, der wird sie endlich im Reichtum halten können; wer aber die Thora vor Reichtum vernachlässigt, der wird sie endlich vor Armut vernachlässigen müssen", soll nach den jüdischen Erklärern — und auf die kommt es doch an — nicht in erster Linie Reichtum als Lohn und Armut als Strafe für Uebung oder Vernachlässigung der Thora bestimmen. Er sagt: Armut und Reichtum können beide den Menschen sowohl behindern als auch fördern in seiner Religiosität. Der Arme kann sagen: „Die Not hindert mich, die Forderungen der Religion zu erfüllen." Der Reiche wendet ein: „Die Fülle meiner Geschäfte hält mich zurück." Die Armen werden beschämt durch Hillel, die Reichen durch R. Eleasar, wie der Talmud Joma 25 b sinnig ausführt.

Geradezu das Gegenteil von kapitalistischer Gesinnung beweist das folgende Zitat: „Es heißt Ex. 2, 3: „Da nahm sie (Moses Mutter) für ihn ein Kästchen von Rohr." Warum insbesondere von Rohr? R. Eleasar hat gesagt: „Daraus geht hervor, daß die Gerechten (Frommen) ihr Geld mehr lieben als ihren Körper." (Sota 12 a). Da haben wir's! Diese Juden! Kein Wunder, daß sie solche finanziellen Erfolge erringen, wenn sie von ihrer Religion

zu einer solchen Wertschätzung des Geldes angehalten werden. Betrachten wir uns den Ausspruch im Originale, so finden wir, daß richtig citiert und übersetzt ist. Nur muß S. oder sein Gewährsmann an einer gewissen Kurzsichtigkeit leiden; denn hätten sie weiter gesehen, so hätten sie noch acht Worte hinzugefügt, welche den Satz doch in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen. וכל כך למה לפי שאין פושטין ידיהן בגזל. „Und warum das alles", fügt der Talmud hinzu, „weil sie ihre Hände nicht nach Raub ausstrecken." Also geradezu ein antikapitalistischer Ausspruch!

Der Fromme legt sich Entbehrungen auf, lebt knapp, beeinträchtigt sogar zuweilen Leben und Gesundheit, weil er weiß, daß er mit seinen Mitteln haushalten muß; denn es steht ihm nicht der Weg offen, sich durch unrecht Gut zu bereichern, weil er weiß, wie schwer es ist, sich in redlicher Weise des Lebens Notdurft zu erwerben. So erklärt sich auch das Wort aus den Aboth des R. Nathan: „Wer das Geld im Zorn ohne Berechnung verschleudert, der wird nicht früher abberufen, bis er auf die öffentliche Unterstützung angewiesen ist." Es ist ja überhaupt nur ein spezieller Fall der sich auf alle Gebiete des materiellen Lebens erstreckenden Deutung von לא תשחית (Deut. 20, 15), welche den Juden verpflichtet, nichts zu verderben und ohne Grund und Zweck zu vernichten oder zu Grunde gehen zu lassen, weil alles, auch das Kleinste und Geringste, eine Gabe und ein Segen Gottes ist und weil es nicht so leicht ist, die Bedürfnisse des Lebens in ehrlicher Weise zu befriedigen.

In ähnlicher Weise werden die folgenden Worte übersehen bei einer Anführung aus Erubin 86 a: „Rabbi ehrte die Reichen, ebenso ehrte R. Akiba die Reichen." Das soll den Anschein erwecken, daß sie die Reichen um ihres Reichtums willen ehrten. Es heißt aber sofort weiter: „Wie Raba bar Mari Ps. 61, 8 ausgelegt hat: „Möge

er ewiglich thronen vor Gott, Liebe und Treue laß ihn bewahren! Wann thront er ewig vor Gott? Zur Zeit, wenn er ihm Liebe und Treue bewahrt." Dazu bemerkt Raschi: בזמן שיש בו עשירים שגומלין ומזמנין מזונות לעניים והם ינצרוהו. Wenn es in Israel Reiche gibt, welche Liebestätigkeit üben und für den Unterhalt der Armen sorgen, so werden sie es bewahren. Es ist doch etwas ganz anderes, wenn diese beiden großen Mischnalehrer die Reichen wegen ihrer Wohltätigkeit ehren, als wenn man glatt und ohne jede Begründung citiert: „Sie ehrten die Reichen."

Daß die Talmudweisen nicht in kapitalistischem Sinne die Größe und Vermehrung des Besitzes an sich schon für ein Gut hielten, daß sie mehr für eine qualitative als für eine quantitative Bewertung der Lebensgüter eintraten, wenngleich sie bei ihrem offenen Blick für die Realitäten des Lebens natürlich wußten, daß es auch Menschen gab, denen es auf die Masse des Erworbenen ankam, beweisen gerade die von S. angeführten Sätze aus Sabbath 25 b.

Die Rabbanen lehren: „Wer ist reich? Wer an seinem Reichtum Zufriedenheit findet.[1]) Worte R. Meirs.

R. Tarphon sagt: „Wer 100 Weinberge, 100 Felder und 100 Knechte zu deren Bearbeitung hat."[2]) R. Akiba sagt: „Wer eine Frau hat, die schön ist in ihrem Betragen." R. Jose sagt: „Wer den Abtritt in der Nähe seines Tisches hat."[3])

---

[1]) Es ist wohl nur eine Variante von Aboth 4, 1: Wer ist reich? Wer mit seinem Teile zufrieden ist. Raschi erklärt auch an dieser Stelle: שמח בחלקו אם מעט אם רב. Er freut sich mit seinem Teil, sei er gering oder groß.

[2]) Man beachte, daß hier auch der quantitative Reichtum nicht in Geldkapital, sondern in großem Landbesitz gesehen wird.

[3]) Etwas seltsam: „Kann bedeuten, daß zum Wohlbehagen eine gute Verdauung nötig ist oder daß im allgemeinen auch Berücksichtigung der Hygiene zum Glücke des Menschen beiträgt.

Betrachten wir nach dieser kritischen Sichtung nun noch einmal das Dutzend Stellen, welches den Reichtum ohne Einschränkung als ein Gut oder als eine Belohnung für den Frommen hinstellt. Was läßt sich daraus für einen vorsichtigen Forscher schließen? Im allgemeinen, daß die jüdische Religion überhaupt die Güter dieser Erde nicht verwirft, daß sie es nicht bloß zuläßt, sondern wünscht, daß der Mensch sie mit gewissen Einschränkungen genießt. Eines von diesen Gütern ist auch der Reichtum. Man könnte unter diesem Gesichtspunkte die jüdische Religion güterfroh nennen. Diese Tatsache hätte aber nur Einfluß auf das Gebiet der Konsumption, aber nicht auf die Produktion. Es wäre vielleicht interessant, einmal sich vorzustellen, wie in einem Lande, in welchem ein Volk nur nach den Vorschriften und Intentionen der jüdischen Religion lebte, sich der Güterverbrauch gestalten würde. Sicherlich anders als in den heutigen Kulturländern. Was bleibt aber für das Gebiet der Produktion, auf welchem sich doch der Kapitalismus betätigt, übrig? Das Höchste, was man sagen kann, ist: Es gab einige Aussprüche, welche den Reichtum als ein erstrebenswertes Ziel hinstellen, welche vielleicht die Gedanken einer kleinen Minderheit des Volkes wiederspiegelten.

Kapitel VIII.

Die tendenziöse Darstellung der jüdischen Wirschaftsgeschichte.

S. begnügt sich indessen nicht damit, die jüdische Religion gewissermaßen als Eideshelferin für seine Theorie herbeizuziehen. Er begründet auch eine ganz neue Auffassung der jüdischen Geschichte[1]), nach welcher die Juden schon von den frühesten Zeiten an ihre angeborenen kapitalistischen Neigungen betätigt haben. Er verwirft die beiden bisher üblichen Darstellungsweisen der jüdischen Wirtschaftsgeschichte. Zuerst die vieler nichtjüdischer Historiker, aber auch vereinzelter jüdischer (wie z. B. Herzfeld). Nach ihr sind die Juden ein von Haus aus dem Warenhandel zugeneigtes und ergebenes Volk, also nicht eigentlich ein ackerbauendes, sondern ein Handelsvolk, das sich, wo es immer nur konnte, dem Handel zugewandt hat: seit Salomos Zeiten durch alle Epochen der palästinensischen Geschichte und durch alle Wandlungen der Diaspora hindurch bis auf unsere Tage.

Die zweite nennt S. etwas gespreizt die assimilations-jüdisch-offiziöse. — Nach ihr sind die Juden von Haus aus ein ackerbautreibendes Volk; auch in der Diaspora (selbst noch nach der Zerstörung des Tempels) widmen sie

[1]) Diese neue Theorie der jüdischen Geschichte ist der Kern des dritten Teiles des Sombartschen Werkes, welcher die Ueberschrift führt: „Wie jüdisches Wesen entstand.“ Sie hängt eng mit seiner Anschauung von der den Kapitalismus fördernden Eigenart der jüdischen Religion zusammen.

sich dem Ackerbau und meiden alle anderen wirtschaftlichen Tätigkeiten [1]). Da ereignet sich etwa im 6. oder 7. Jahrhundert nach Christi Geburt, daß sie gezwungen werden, ihren Landbesitz zu verkaufen [2]). Sie müssen sich

[1]) Diese Einseitigkeit vertritt meines Wissens kein jüdischer Historiker. S. konstruiert sie. Niemand wird leugnen, daß gewiß nach der Zerstörung des Tempels und in der Diaspora, vereinzelt jedenfalls auch schon in der biblischen Zeit, Darlehnsgeschäfte getrieben wurden. Nur war jedenfalls der Ackerbau die überwiegende Beschäftigung. Nachdem die neueren Ausgrabungen die hohe auch wirtschaftliche Kultur der babylonischen und kanaanäischen Völkerschaften erwiesen haben, von denen das alte Israel doch wirtschaftlich und kulturell stark beeinflußt wurde, ist es gewiß nicht mehr an der Zeit, solche einseitigen Behauptungen aufzustellen. Das moderne Rußland z. B. ist ein Land, dessen Bevölkerung sich zu 95 pCt. dem Landbau widmet. Das hindert aber nicht, daß dort auch — und nicht bloß von Polen, Deutschen und Juden — sondern von echten russichen Leuten Handel und Geldgeschäft getrieben werden. So wenig wie Rußland, verliert das alte Israel durch den Nachweis einzelner Geldgeschäfte seinen agrarischen Charakter.

[2]) Das klingt wie ein Märchen aus der Kinderstube. Wo hat S. diese merkwürdige Darstellung gefunden? Es erweckt fast den Anschein, als wollte er in tendenziöser Weise die gegnerische Ansicht von vornherein lächerlich machen. Die Loslösung der Juden vom Ackerbau hat sich nicht auf einmal, sondern in jahrhundertelanger Entwicklung vollzogen. Starke Wendepunkte sind natürlich die beiden Exile. S. fragt an anderer Stelle, warum denn die Juden, wenn sie in ihrer Heimat wirklich selbst Ackerbau getrieben haben, nicht auch in der Diaspora sich auf dem Lande niedergelassen, und Ackerbaukolonien gegründet hätten, wie es die arischen Völker in so reichem Maße getan haben. Die Antwort ist leicht gegeben: Die Kolonisationstätigkeit der arischen Völker vollzog sich bekanntlich in zwiefacher Weise. Sie war eines Teils eine kriegerische. Ganze Stämme oder zum mindesten ganze Gruppen von Familien eroberten sich Länderstrecken, welche schon in Kultur waren, in solchen Gegenden, deren Bewohner ihnen an kriegerischer Kraft nachstanden. Dieser Weg stand den exilirten Juden, welche zumal beim zweiten Exil als Sklaven über die ganze bewohnte Welt verstreut wurden, nicht offen. Auch diejenigen,

nun wohl oder übel nach neuen Erwerbsquellen umsehen und wählen den Warenhandel als Ersatz für die ihnen

---

welche freiwillig fortzogen, konnten kein Land erwerben, wenigstens nicht in größerem Maßstabe, weil der kulturfähige Boden in fester Hand war, und zwar in der Hand einer landgierigen Großgrundbesitzerkaste, welche eine Kleinkolonisation der eigenen Stammesgenossen nicht gern sah, geschweige denn von stammes- und religionsfremden Juden. Die Kolonisationstätigkeit war anderen Teils eine überwiegend friedliche, wie sie sich bei der Besiedelung Nordamerikas vollzog. Eine solche war in der Zeit, als die Juden anfingen, sich über die Welt zu verstreuen, nicht möglich, weil es damals keinen solchen freien, jungfräulichen Kolonialboden gab. Nichtsdestoweniger hat doch unter diesen schwierigen Verhältnissen ein nicht unbeträchtlicher Teil der Juden in der Diaspora sich dem Landbau gewidmet (man vgl. die betreffenden Abschnitte in Caros Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und Neuzeit Bd. I). Daß aber überhaupt in der Seele des jüdischen Volkes der Trieb zur Scholle eine mächtige Wurzel hat, beweist die allerneuste Geschichte mit ihren mannigfachen Kolonisationsversuchen und Erfolgen. Wenn diese Bewegung auch noch in den Kinderschuhen steckt, wenn sie auch in einzelnen Fällen gescheitert ist, so ist doch das Eine mit nicht abzuleugnender Evidenz zu Tage getreten. Der Versuch, die Massen der Judenheit wieder zur Bearbeitung des Bodens zurückzuführen, erfreut sich der Sympathie und der tätigen Beihilfe des gesamten jüdischen Volkes. Er hat in allen Ständen eine großartige Begeisterung ausgelöst, sodaß selbst Studenten und Jünger der talmudischen Hochschulen zum Pfluge gegriffen haben. Daß ein solcher Versuch mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das sehen wir am besten in unserem deutschen Vaterlande. Unsere Landwirtschaft leidet an einer großen Leutenot. Alljährlich müssen Hunderttausende von polnischen und russischen Landarbeitern herbeigeholt werden, um die großen östlichen Latifundien in Bewirtschaftung zu erhalten. Gleichzeitig aber haben wir oft in unseren Städten ebensoviel und mehr Arbeitslose, die lieber Not leiden und von Gelegenheitsarbeit leben, als daß sie zur Arbeit aufs Land gehen. Diese Arbeiter kommen vielfach vom Lande oder sind höchstens erst eine Generation des Landlebens entwöhnt. Sie wollen aber nicht aufs Land zurückkehren, weil die Arbeit dort schlechter bezahlt wird, weil das Leben auf dem Lande ihnen weniger Zerstreuung

versperrte Landwirtschaft. Ein halbes Jahrtausend etwa betätigen sie sich als Warenkaufleute. Da trifft sie abermals ein vernichtender Schlag: durch die in den Kreuzzügen angefachte Bewegung gegen die Juden wird die Stimmung auch in Kaufmannskreisen eine judenfeindliche; die nationalen Kaufmannschaften, die inzwischen erstarkt sind und sich zu Verbänden zusammengetan haben, schließen die Juden vom Markte aus, den sie für ihre Korporationen monopolisieren. Die Juden, abermals ihrer Erwerbsquellen beraubt, sind abermals genötigt, sich eine neue zu erschließen oder richtiger: die einzige zu wählen, die ihnen überhaupt noch offen steht, sie werden Geld-

---

bietet und weil ihnen vor allem dort die Freiheit und Ungebundenheit des Stadtlebens fehlt. Man sollte nun aber erst einen Versuch machen und an die Kreise des Mittelstandes, Lehrer, Beamte, Privatangestellte, Kaufleute und Handwerker einen Aufruf richten, sie sollten ihre Kinder der Landwirtschaft zuführen. Ein solcher Versuch würde ein klägliches Fiasko erleben. Nun sollen die Juden, welche fast anderthalb Jahrtausende des Pfluges entwöhnt sind, welche an das wenigstens in den Augen des Durchschnittsmenschen schönere und bequemere Leben in den Städten gewöhnt sind, zum Landbau übergehen. Kann man sich wundern, daß das nur sehr, sehr langsam gehen kann, daß man dabei mit mancher Enttäuschung rechnen muß. Und doch bin ich der festen Ueberzeugung, daß mit der Zeit, wenn erst die türkische Regierung das rechte Entgegenkommen zeigen wird, eine großartige jüdische Landansiedelung in Palästina stattfinden wird. Alle Hemmnisse und Störungen, welche die jahrhunderte lange Gewöhnung an städtische Berufe erzeigen mögen, werden überwunden werden von der unendlichen Lebenskraft und dem mächtigen Idealismus des jüdischen Volkes, welches sich wohl bewußt ist, daß eine Gemeinschaft ohne Zusammenhang mit Grund und Boden auf die Dauer nicht bestehen kann. Diese große Renaissance des angeborenen agrarischen Triebes des jüdischen Volkes wird die beste Widerlegung aller jener Theorien sein, die es von Anbeginn an gewissermaßen als prädistinierten Vertreter des Kapitalismus durch die Weltgeschichte ziehen lassen.

leiher und bald privilegierte Geldleiher infolge der sie begünstigenden Zins- und Wuchergesetze.

Diesen Auffassungen gegenüber stellt nun S. sein eigenes Bild der jüdischen Wirtschaftsgeschichte, welches einer seiner Kritiker nicht mit Unrecht einen Mythos nannte. Die Juden sind ein orientalisches Volk und zwar eines von jenen Völkern, die zwischen dem Atlasgebirge im Westen und dem persischen Golf im Osten groß geworden sind; die sich aus jenen Rassen gebildet haben, die in den großen Wüsten Nordafrikas, Arabiens und Kleinasiens oder an deren Rändern von einer glühenden Sonne, in einer trockenheißen Luft ausgekocht worden sind. Sie sind ein Nomadenvolk, welches auch bei seiner Ansiedlung im heiligen Lande seinen Nomadencharakter nicht verlor. Sie haben sich auch dort nicht dem Ackerbau gewidmet. Sie saßen als Renten- nnd Zinsherrn in den Städten, während die unterjochte Bevölkerung als Kolonen oder freie Bauern das Land bebaute. Einige der Stämme führten auch ihr Nomadenleben weiter.

Aus der unendlichen Wüste, aus der Herdenwirtschaft erwächst aber der Kapitalismus. Das Wirtschaften hat hier keinen abgegrenzten Tätigkeitskreis mehr, sondern das unbeschränkte Feld der Viehzüchtung, deren Ertrag von heute auf morgen vereitelt sein, aber auch in wenigen Jahren verzehnfacht sein kann. Hier allein in der Herdenwirtschaft konnte die Erwerbsidee entstehen, hier allein konnte die Wirtschaft auf eine unbegrenzte Vermehrung der Produktenmenge eingestellt werden. Hier wird zum ersten Male beim Wirtschaften gezählt.

Wenn Sombart bei den Juden nomadische Instinkte feststellt, wenn er aus der Geschichte nachweisen will, daß sie ein ewiges Wüsten-Wandervolk durch Anpassung oder Auslese sind, so verwahrt er sich allerdings energisch dagegen, daß in der schlichten Tatsache, daß man jemanden einen Nomaden nenne, eine Geringschätzung ausgedrückt

sei. Höchstens könne man eine Beleidigung in dem Worte erblicken, wenn man damit „die Vorstellung des Raubes", „der ewigen Razzia" verbinde. Aber selbst dann: Warum sollte ein forscher Beduinenstamm unter einem Anführer etwa nach Art des Königs David, selbst wenn er wie dieser von räuberischen Ueberfällen lebt, nicht ebenso „wertvoll" sein und ebensoviel Sympathie erwecken, wie ein ackerbautreibender, seßhafter Negerstamm in den Wäldern Afrikas? Für die spätere Zeit sei das Wort „Nomade" natürlich nur im übertragenen Sinne zu verstehen.

Wenn natürlich auch alle Verwahrungen Sombarts ihn nicht davor schützen werden, daß sein Urteil von den professionellen Judenfeinden mißbraucht werden wird, so brauchte man nichts dagegen zu haben, wenn es wenigstens richtig wäre. Hören wir seine Begründung für die altpalästinensischen Zeit.[1]) Er holt seine Beweise aus dem Gebiete der Religionsgeschichte. Wenn Israel ein ackerbautreibendes Volk geworden wäre, so würden wir die Entstehung und erste Gestaltung des jüdischen Religionssystems nimmermehr verstehen können. Die Religionsschriften, in welchen der jüdische Glaube festgelegt sei, namentlich der Pentateuch, seien durchaus im Sinne eines

---

[1]) Allerdings sucht S. weiterhin seine Behauptung etwas einzuschränken. Er bemerkt: „Also auch wenn wir bis zu jener Zeit (des Exils) (in dem halben Jahrtausend, das seit der Eroberung Kanaans verflossen war) eine teilweise Seßhaftwerdung der Kinder Israels anzunehmen geneigt wären, so mußten wir doch feststellen, daß alle Mächte sich dagegen verschworen zu haben scheinen, sie zu einem Dauerzustand werden zu lassen. Er bleibt aber bei seiner Feststellung von den nomadischen Instinkten des jüdischen Volkes, die dann durch die Exile zu neuer Kraft erwuchsen. Seltsam ist es, daß S., wenn in der heiligen Schrift von Hirtentum die Rede ist, immer nur an Nomadentum denkt. Haben nicht auch seßhafte, ackerbautreibende Völker Herden und Hirten? Will er vielleicht aus der Schäferpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts z. B. auf nomadische Zustände schließen?

Nomadenvolkes abgefaßt. Der Gott, der sich siegreich gegen die anderen falschen Götter durchsetzt, ist ein Wüsten- und Hirtengott, und in der bewußten Aufrichtung seines Kultus werden die alten Traditionen des Nomadentums durch Esra und Nehemia unter Nichtbeachtung der dazwischenliegenden (für die Israeliten selbst freilich nie vorhanden gewesenen) Ackerbauperiode ganz deutlich zur Richtschnur genommen. Der Priesterkodex hütet sich vor jeder Hinweisung auf das ansässige Leben im Lande Kanaan; er hält sich formell streng innerhalb der Situation der Wüstenwanderung und will allen Ernstes eine Wüstengesetzgebung sein. Nehmen wir die historischen Bücher, die meisten Propheten — diesen Wüstenchor — auch noch die Psalmen dazu: überall treten uns die Bilder und Gleichnisse aus dem Hirtenleben entgegen, nur äußerst selten sehen wir den Bauern im Hintergrunde, „der genügsam vor seiner Hütte unter dem Feigenbaum sitzt". Gott ist der gute Hirte, der den Rest Israels zusammentun wird, wie Schafe in den Pferch? Das Sabbatjahr hat auch den Sinn: daß man aufhört, Bauer zu sein und wieder sich als Israelite alten Stiles fühlt.

Auf seinem Ritte in das für einen Nationalökonomen doch etwas romantische Land der Homiletik, welchen S. mit der letzten Bemerkung unternimmt, wollen wir ihm nicht folgen. Den Sprung in die dunklen Tiefen der Religionsgeschichte und Kritik hätte er auch besser unterlassen.

Die traditionelle Auffassung wäre seiner Theorie ja sehr viel günstiger gewesen, da sie ihm ja ein beglaubigtes Zeugnis für eine vierzigjährige Nomadenzeit liefert. Spricht man aber wie S. von einem P. C., so ist es einfach nicht richtig, daß dieser sich, wie er Wellhausen gläubig nachschreibt, vor jeder Hinweisung auf das ansässige Leben im Lande Kanaan hütet. P. C. ist im Gegenteil voll von Hinweisungen auf Landleben, Ackerbau

und feste Ansässigkeit und wäre an vielen Stellen unbegreiflich als das Gesetzbuch eines nomadisierenden Stammes. Was soll für Nomaden, welche heute hier und morgen dort sind, ein Erbbegräbnis? (Gen. 23). Was soll die wiederholte Verheißung eines eigenen Landes für Stämme, denen nur an fetten Weidegründen gelegen ist, für die ein großer wirtschaftlicher Aktionsradius erwünschter sein muß als der kleinere eines eng beschränkten Territoriums? (Gen. 28, 4; 35, 12; 48, 4; Exodus 6, 4 u. a.). Hatte Israel nicht durch seinen mehrhundertjährigen Aufenthalt im Lande Gosen die Fähigkeit festansässig zu leben bewiesen? (Gen. 47, 7, Exod. 12, 40). Lernt es in Aegypten neben Verfertigung von Lehm und Ziegeln nicht auch Feldarbeit leisten, und zwar das eigentliche echte Israel, nicht etwa unterworfene Stämme? (Exodus 1, 14). Wenn Exod. 12, 45 u. 48 von Beisassen und Eingeborenen des Landes gesprochen wird, so ist das doch wohl ein Zeugnis für ansässiges Leben. Erstlingsopfer von den Früchten des Feldes und Taubenopfer dürften sich kaum bei Nomaden finden (Lev. 1, 14; 2, 11); der Aussatz des Hauses (Lev. 14, 33ff.), bei welchem die Steine ausgerissen, andere an ihre Stelle gesetzt und mit Lehmerde übertüncht werden, spricht für feste Wohnsitze. Wenn Lev. 16, 22 der Sündenbock die Vergehungen des Volkes in ein ödes Land trägt und in die Wüste fortgeschickt wird, so kann sich dieses Volk doch nicht selbst in der Wüste befinden. Welchen Sinn hätten Vorschriften über Nachlese, Feldecke, Verbot des Zusammensäens verschiedener Pflanzenarten, des Genusses der Baumfrucht in den ersten Jahren (Lev. 19), des Omeropfers (Lev. 23, 10) für ein Wüstenvolk? Das Hüttenfest (Lev. 23, 34ff.), zeigt, daß das Wüstenleben, die Nomadenart mit ihren leicht aufgebauten und niedergerissenen Hütten und Zelten, nur eine historische Erinnerung und keine Gegenwart mehr ist. Das Sabbath- und Jobeljahr (C. 25) erklären

sich nur bei langjährigem Landbesitz und die reiche Ernte des sechsten Jahres durch eine allerdings von Gottes Segen begleitete intensive Feldbestellung. Sie wollen gerade den festen und dauernden Landbesitz innerhalb der Familie sichern. Der Segen (Lev. 26, 4ff.): „So werde ich euch Regen geben zur rechten Zeit, daß die Erde gebe ihren Ertrag und der Baum des Feldes gebe seine Frucht. Und es wird reichen bei euch das Dreschen an die Lese und die Lese wird reichen an die Aussaat", ist nicht auf ein Hirtenvolk zugeschnitten. Ebensowenig der Fluch: (26, 19, 20) „Und werde den Himmel über euch sein lassen wie Eisen und euren Boden wie Erz. Und darauf gehet umsonst eure Kraft; denn euer Land wird seinen Ertrag nicht geben, und der Baum des Landes wird nicht geben seine Frucht." Wenn man Häuser und Felder dem Ewigen heiligen kann (27, 14 ff.), so muß man sie vor allem besitzen. Das Nasirgesetz (Numeri 4, 6) zeigt umfassenden Weingenuß und daraus folgend doch wohl auch Weinbergsbesitz. Die dringende Bitte der Töchter Zelaphchads um ihr Erbe erweist die Wertschätzung eines festabgegrenzten Eigentums (Numeri 27) ebenso wie die genaue Abgrenzung des Gebietes der einzelnen Stämme die Annahme, daß dies Land auch bebaut werden soll. Die weidenden Herden der Nomaden lassen sich nicht so scharf eingrenzen (Numeri 34).

Josua 5, 11 u. 12: „Und sie aßen von dem Ertrage des Landes, vom folgenden Tage des Peßach an, ungesäuerte Brote und Geröstetes an eben diesem Tage. Und es blieb aus das Manna vom folgenden Tage an, da sie aßen von dem Ertrage des Landes, und es kam für die Kinder Israel kein Manna mehr. Und sie aßen von dem Ertrage des Landes Kanaan in diesem Jahre", läßt doch mit seiner dreimaligen Wiederholung so recht den Stolz des Landbesitzers erkennen, der nun nicht mehr die Wüstennahrung genießen muß, sondern vom Eigenen leben

kann. Was endlich die Ureinwohner des Landes, soweit dieselben nicht nach dem Gebote der Schrift vernichtet wurden, betrifft, so ergibt das Beispiel der Gibeoniten, daß sie zu Holzhauern und Wasserschöpfern bestimmt wurden. Man wird sich wohl gehütet haben, ihnen, wenn auch nur als Kolonen, den Boden, die Urkraft des Landes, zu überlassen. So wird die Sombartsche Hypothese durch den Wortlaut der Schrift widerlegt. Alle von mir im Obigen angeführten Stellen sind dem von Wellhausen als P. C. konstruierten Buche entnommen. Es ist mir deshalb vollständig unbegreiflich, wie Wellhausen und ihm folgend Sombart von einem Mangel jeden Hinweises auf das ansässige Leben im Lande Kanaan reden können.[1])

Es ist das Recht der historischen Kritik, eine hergebrachte Meinung, eine alte Ueberlieferung auf ihren Wert zu prüfen und sie nicht deshalb schon für richtig

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich als Ergänzung zu früher Bemerktem hinzufügen. S. schwelgt darin, die Juden als Nomaden zu bezeichnen, da die Herdenwirtschaft des Nomaden mit ihrer unbegrenzten Ausdehnungsmöglichkeit eine Parallele zur kapitalistischen Wirtschaft ergebe. Hatten nun aber in Wahrheit die Nomadenvölker diesen Trieb, ihr Herdenkapital ins Grenzenlose zu vermehren? Besaßen sie die dazu erforderliche Charaktereigenschaft der Unzufriedenheit, besaßen sie den ungezügelten Erwerbstrieb? Hören wir, was Roscher in seiner Nationalökonomik des Ackerbaus, Auflage 9 S 40 A. 1 in dieser Beziehung von ihnen sagt; „Fast alle Beobachter stimmen darin überein, daß Nomaden durchschnittlich zufriedener sind als höher kultivierte Menschen. Ist der Beduine z. B. arm, so wünscht er höchstens so reich zu werden, daß er bei der Ankunft jedes achtungswerten Gastes ein Lamm schlachten kann, und überhaupt an Gastfreiheit von keinem Bekannten übertroffen wird. Erreicht er dies Ziel, so wünscht er sich ferner ein gutes Pferd und Dromedar, sowie gute Kleider für sein Weib. Hernach endlich nur noch ein Wachstum seines Rufes von Tapferkeit und Gastfreiheit.“ Es ist klar, daß in einer solchen Gesinnung wohl kaum die Wurzel des Kapitalismus gesucht werden kann.

zu halten, weil sie alt und hergebracht ist. Es ist aber ein Mißbrauch dieses Rechtes, wenn man jede Anschauung eo ipso verwirft, weil sie alt und hergebracht ist. Eines solchen Mißbrauches macht sich S. bei der Erklärung des Problems der jüdischen Wanderungen schuldig. Er stellt nach der Methode des Kopernikus die Dinge auf den Kopf. Das Rätsel des ewigen, rastlos die Welt durchwandernden Juden[1]) wurde bisher historisch erklärt. Sein

---

[1]) Der ewige Jude war der katholischen Kirche der Antichrist. Sie sah in dem Juden die christentumsfeindliche Idee verkörpert. Die neuere historische Wissenschaft hat die Judenverfolgungen etwas zu einseitig auf wirtschaftliche Motive zurückgeführt. Warum hören wir aber z. B. im Mittelalter kaum etwas von Verfolgungen der christlichen Geldhändler, der Italiener und der Kauwerciner, die es weit schlimmer trieben als die Juden? Ich glaube, Graetz hat nicht so Unrecht, wenn er allerdings auch wieder zu einseitig die Leiden des jüdischen Volkes in den christlichen Ländern des Mittelalters auf religiösen Fanatismus zurückführt. Diese Juden, welche in ihrer Hartnäckigkeit nicht an den Erlöser glauben wollten, mußten der christlichen Kirche ein Dorn im Auge sein. Sie waren doch ein lebendiger Beweis dafür, daß man auch außerhalb des Schattens der Kirche ganz glücklich und zufrieden leben konnte. Dieser Beweis mußte ad absurdum geführt werden, und so bereitete man ihnen eine Hölle auf Erden, auf daß ja niemand von den Gläubigen sich von ihnen beeinflussen und irre machen ließ, und gar judaisirte, worüber von Synoden und Konzilien so oft bittere Klage geführt wurde. Ließ sich der Jude taufen, so hatte er Ruhe, und man nahm keinerlei Anstoß mehr an seiner wirtschaftlichen Tätigkeit. Unsere modernen Historiker und Nationalökonomen und besonders unsere modernen Juden, welche sich innerlich mehr oder weniger von den alten Religionen losgelöst haben, unterschätzen gar sehr die Macht der religiösen Ideen auch noch in unserer Zeit. Sie bilden sich ihr Urteil an den glaubenslosen Massen in den Großstädten. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, streng katholische Gegenden kennen zu lernen, — in den alten Sitzen protestantischen Lebens, dort, wo der alte protestantische Pfarrhof sich noch seinen Einfluß zu erhalten gewußt hat, ist es gewiß nicht anders — der ist erstaunt über die Macht, welche die Religion in ihrer alten Form noch

äußeres Schicksal hat den Juden zum Wanderer gemacht. Die beiden Exile, die daran sich schließenden niemals auf-

---

heute über die Gemüter besitzt. Nun denke man: Jeder Christ — und mag er es nur dem Namen nach sein und mag er sich noch so weit von den Dogmen seiner Religion entfernt haben — hat doch in seiner Seele eine hohe Verehrung für den Stifter seiner Religion, mag er ihm als Gott, als Held, als edler Menschenfreund erscheinen. Gleichzeitig mit diesem Idealwesen taucht aber stets eine andere schwarze Gestalt in ihm auf, das ist der Jude, der den Erlöser hat leiden lassen, der ihn gequält, gepeinigt und ans Kreuz geschlagen hat. Das ist eine Ideenassociation, welche sich seit bald zwei Jahrtausenden in den Gemütern der christlichen Völker festgesetzt hat. Sie ist durch Vererbung fest im Untergrunde ihres Seelenlebens verankert und wird in jeder jungen Generation von neuem zu furchtbarem Leben erweckt. Hier liegt sozusagen der Bazillus verborgen, der nur auf die passende Gelegenheit wartet, um die Massen mit der ansteckenden Krankheit des Judenhasses zu verseuchen. Den Beweis liefert die Erfahrung des täglichen Lebens, wenn man kleine Knaben, die doch in wirtschaftlicher Hinsicht noch keine Erfahrungen haben, den Juden Schimpfworte nachrufen hört oder wenn man den Antisemitismus Triumphe feiern sieht in Ländern wie Sachsen, wo die Anzahl der Juden eine geringfügige ist, oder wenn man erfährt, daß Geistliche ihre Gemeindeangehörigen warnen, von Juden etwas zu kaufen, selbst wenn es sich um Dinge handelt, deren Preis feststeht, wo also keinerlei Uebervorteilung möglich ist. Ich glaube nun kaum, daß die christlichen Kirchen einen besonderen ethischen oder religiösen Vorteil davon haben, daß sie die Geschichte ihres Gründers gerade in einer Weise erzählen, welche die Juden in den Schatten stellt. Könnte man sich nicht einen Religionsunterricht denken unter der Devise: „Das Heil kommt von den Juden." Der Gründer unserer Religion und fast alle seine Jünger, sie waren Juden, jene Männer, denen wir eine fast göttliche Verehrung zollen. Was hat unsere Religion nicht alles diesem kleinen Volke zu verdanken! Es ist die würdige Mutter unseres Glaubens, welche wir als Tochter stets in hohen Ehren halten werden. Einige Generationen in diesem Sinne belehrt, und wir wären der Lösung der Judenfrage mit Riesenschritten näher gekommen. Sehen wir nicht, daß gerade diejenigen Sekten des Christentums, bei denen unsere Bibel in höherem Ansehen steht und auch wirk-

hörenden Verfolgungen, der ökonomische Druck, der auf ihm lastete, haben ihn ruhelos, unstet und flüchtig werden lassen. S. kann dies natürlich nicht geradezu abstreiten, er kann das sonnenklare historische Tatsachenmaterial nicht aus der Welt schaffen. Aber er behauptet, das Historische war nicht die Hauptsache, es war nur begleitender Nebenumstand. Die Hauptursache der jüdischen Wanderungen ist eine psychologische. Sie ist in dem Seelenleben des Juden begründet. Der alte Nomadengeist[1]) wird von Epoche zu Epoche immer wieder von neuem in ihm lebendig und treibt ihn in die Welt hinaus. Schon das erste Exil sei eben nur möglich gewesen, weil im jüdischen Volke die nomadischen Instinkte noch lebendig waren. Ein Volk von Ackerbauern[2]) hätte man gar nicht so leicht

---

lich von den breiten Massen gelesen wird, in einem weit besseren Verhältnis zum Judentum stehen? Ist es ein Zufall, daß in Ländern, wie England und Amerika, wo der Puritanismus vorherrschend und deshalb auch die Kenntnis des alten Testaments weitverbreitet ist, die Stimmung den Juden eine relativ günstige ist? Warum sollte uns Juden unsere große Vergangenheit nicht zugute kommen, wie den modernen Griechen? Der Glanz ihrer Geschichte, die Größe ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft läßt einem jeden von uns dieses Volk in einem Schimmer der Verklärung erscheinen, von dem auch auf die heutigen Griechen noch ein gutes Teil zurückfällt, obwohl sie weiter kein Verdienst haben, als die wenig produktiven Enkel großer Ahnen zu sein, während unser jüdisches Volk doch auch nach seinem großen Altertum sich noch so manchen Ruhmeskranz erworben hat, welcher ihm um seiner selbst willen Ehre einbringen sollte.

[1]) Es gibt übrigens ein anderes Volk, welches über alle Teile der Welt verstreut ist, welchem von den Uranfängen seiner Geschichte die Lust ins Weite, in die Ferne eigen ist; dessen Vertreter man überall als Landsknechte, Kolonisten, reisende und seßhafte Kaufleute und Industrielle findet, das mit seiner Geldmacht die fernsten Zonen beherrscht. Es ist das deutsche. Nur nennt man bei ihm poetisch Wanderlust, was beim Juden wegwerfend Nomadengeist heißt.

[2]) Kennt Sombart nicht die der Völkerwanderung voran-

verpflanzen können. Dieser furchtbare Geist war nun auch mit wirksam bei allen späteren Wanderungen, denen aus Spanien über die Welt des Orients und Okzidents, denen aus Deutschland nach den Ländern des Ostens, den Rückwanderungen aus Polen nach Deutschland. Er zeigt sich noch heute mächtig in den gewaltigen Strömen von Auswanderern nach Amerika. Ja selbst die Landflucht, der Zug aus den kleinen Städten nach Berlin ist Nomadismus. Hier findet sich der moderne Jude wieder in einem Abbild der alten Wüste, in der Steinwüste der Großstadt.

Ja, die Exulanten aus Palästina, die Vertriebenen aus Spanien, die Verfolgten aus Deutschland, die Unterdrückten in Polen und Rußland, sie sollten ihren Peinigern noch dankbar sein! Es war ihnen eigentlich schon lange recht unbequem in ihrer Haut. Der Nomadengeist rumorte schon ganz mächtig in ihnen. Sie waren schon zu lange in ihren Wohnsitzen. Hätte man sie nicht fortgeschickt, sie wären von selbst gegangen. Denn eigentlich war es eine recht anständige Leistung für ein Nomadenvolk, in Spanien fast 1400 Jahrhunderte, in Deutschland vom 4. Jahrhundert bis heute, in Polen und Rußland doch auch schon bald 7 Jahrhunderte auszuharren. Ihre Wirtsvölker waren in dieser Zeit weit unruhiger und zogen nach Ost und West, obwohl es ihnen doch weit besser ging. Das macht aber nichts. Dafür sind es an der Scholle klebende, am Ackerboden hängende Wald und Wiesenmenschen. Wenigstens sind sie als solche von Herrn S. gestempelt. Denn darauf kommt es an, als was man gestempelt ist. Der Jude mag noch Jahrhunderte, nachdem er in schnöder Weise vertrieben wurde, die Sprache seiner alten spanischen

---

gehenden Jahrhunderte der Kämpfe zwischen Römer und Germanen. War es da nicht häufig, daß ganze Stämmen verpflanzt und in Ackerbaukolonien angesiedelt wurden? Und da handelt es sich doch nicht um Nomaden!

oder deutschen Heimat sprechen, die süßen Heimatslieder singen, er ist und bleibt ein Nomade. Der Deutsche, der freiwillig auswandert, mag schon in der folgenden Generation heimische Sprache und Art aufgeben, sich im fremden Volkstum verlieren, oft sogar, zumal wenn er das Glück hat, als Prinz oder Prinzessin Mitglied des regierenden Hauses eines fremden Volkes zu werden, als Feind seinem eigenen Stamme gegenübertreten, er ist und bleibt ein bodenständiges Element.

S. hat aber noch einen größeren Trumpf in seiner Hand. Der sogenannte Nomadismus muß ihm selbst als ein etwas schwankender Untergrund für seine Begründung des jüdischen Kapitalismus erschienen sein. So behauptet er, den Juden sei diejenige wirtschaftliche Tätigkeit, der man sie später fast ausschließlich obliegen sieht, und in die sie wider ihren Willen hineingedrängt sein sollen, nämlich die Geldleihe, schon seit den ältesten Zeiten *nicht ganz fremd gewesen*. Das könnte man ihm mit zwei Einschränkungen zugeben. Es gibt kein Volk, welches auf einer gewissen Höhe der Kultur steht, dem die Geldleihe ganz fremd gewesen wäre, worauf schon oben hingewiesen ist. Das beruht auf allgemeinen wirtschaftlichen Gesetzen. Das ist noch kein Beweis für eine wirtschaftliche Eigenart. Ferner haben die Juden in keiner Zeit fast ausschließlich der Geldleihe obgelegen, auch in den Ländern des Westens nicht gleichzeitig überall, wenngleich sie dort zeitweilig einen großen Raum einnahm.

S. geht aber noch weiter und versteigt sich zu folgenden kühnen Sätzen: „Im Gegenteil: und das ist die Tatsache auf deren Feststellung ich das entscheidende Gewicht lege: seit wir eine jüdische Wirtschaftsgeschichte kennen, und so lange wir sie durch die Jahrhunderte verfolgen können: *immer nimmt die Geldleihe in dem volkswirtschaftlichen Leben einen ganz großen, einen erstaunlich großen Raum ein.*

Sie begleitet die jüdische Volksgemeinschaft in allen Phasen ihrer Entwicklung: sie ist bei ihr in den Zeiten der nationalen Selbständigkeit, ebenso wie in der Diaspora; sie schmiegt sich ebenso leicht (und wohl besonders gern) der bäuerlichen Eigenwirtschaft, wie allen anderen Wirtschaftsweisen an. Und es sind Juden, die wir als Gläubiger finden." Man stelle sich vor. Es handelt sich um einen Zeitraum von fast 2500 Jahren; denn S. rechnet vom Auszug aus Aegypten an, und erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert findet sich urkundlich nachweisbar Geldhandel bei den Juden in größerem Umfange. Wir sind gespannt, und voller Erwartung harren wir der Fülle neuen Materials, welches die neue Ansicht begründen soll. Wir wissen, mit welcher peinlichen Genauigkeit die Wirtschaftswissenschaft z. B. in unseren Tagen arbeitet, welch umfangreiche Vorarbeiten und Statistiken nötig sind, welche Menge Tatsachenmaterial aufgeboten wird, um auch nur auf begrenztem Gebiet irgend eine entscheidende Folgerung zu ziehen. Und nun genügen zwei oder drei Bibelstellen unserem Forscher, um eine alte und wohlbegründete Anschauung zu verwerfen und eine neue aufzustellen, die ihm eben in seine ganze Theorie am besten hineinpaßt. Er beginnt mit dem Aufenthalt in Aegypten. Dort seien die Israeliten noch die Schuldner der Aegypter gewesen. „Sie nehmen bekanntlich", so bemerkt er, „nach dem offiziellen Bericht, als sie aus Aegypten fliehen, die Darlehenssummen, die ihnen die Aegypter geliehen hatten, mit sich." Tatsächlich handelt es sich aber nicht um Darlehenssummen, — das ist wieder eine geniale Kombination von S. — sondern um goldene und silberne Geräte und Kleider, sehr wahrscheinlich überhaupt um Geschenke, welche die Frauen (Ex. 3, 22) von ihren Nachbarinnen sich ausbitten. Deshalb wird auch besonders hervorgehoben, daß ihnen Gott Gunst in den Augen der Aegypter verleiht, wozu ja bei einem rückzahlbaren Darlehen keine Not-

wendigkeit gewesen wäre. Ueberhaupt lassen sich goldene und silberne Geräte wie Kleider schwer als Darlehensobjekte denken.

Das ist aber nur nebensächlich und für S. nur ein Anknüpfungspunkt, um auszuführen: „Aber das wurde dann von Grund aus anders; es verkehrte sich in sein Gegenteil: Israel wurde der Gläubiger, und die fremden Völker wurden seine Schuldner, sodaß sich der wunderbare Segen erfüllte, den man als Geleitwort jeder jüdischen Wirtschaftsgeschichte voranstellen sollte, jener wunderbare Segen, in dem das ganze Schicksal des jüdischen Volkes wie in einem Sinnspruche ausgedrückt ist, das Wort Gottes: „Der Herr dein Gott wird dich segnen, wie er dir geredet hat. So wirst Du vielen Völkern leihen und wirst von niemand borgen." (Deut. 15, 6).

Dieser eine Satz, in welchen S. ganz verliebt ist und den er wiederholt zitiert, wäre der einzige Beweis von Leihtätigkeit aus einer tausendjährigen Geschichtsperiode. Selbst wenn dieser Satz ohne besonderen Zusammenhang als allgemeiner Segen in der heiligen Schrift stände, würde er nicht beweisen, daß seit den ältesten Zeiten die Geldleihe einen erstaunlich großen Raum im jüdischen Wirtschaftsleben einnimmt. Im Gegenteil, er zeigt, daß es eben lange Zeiten hindurch eine Geldleihe nicht gab und eine solche erst als Segen für die Zukunft verheißen wird. S., der als Kritiker das Deuteronomium in die Zeit des Josia verlegen muß, kann diesen Vers also auch nur für jene Zeit in Anspruch nehmen. Oder er muß gar, da sie als vaticinium ex eventu für diese Zeit gar nicht passen will, mit Bertholet bis zu Alexander dem Großen heruntergehen.

Aber der Segen steht gar nicht allgemein da. Die Weissagung schließt sich an die Erfüllung eines bestimmten Gebotes, das der Schemittah. Der Jude soll im soge-

nannten Schemitta- oder Erlaßjahre die Schulden erlassen. Dieses Gebot ist aber wieder durch ein anderes hervorgerufen, welches das Ruhen jeglicher Feldarbeit im gleichen Jahre fordert. Der Arme, welcher durch die Befolgung dieses Gebotes sich in schwieriger ökonomischer Lage befindet, soll durch den Schulderlaß gestützt werden. Deswegen durften auch die Schulden von Fremden eingefordert werden. Denn da diese ihre Geschäfte besorgen durften, so konnten sie auch ihren Verpflichtungen eher nachkommen. Jedenfalls eröffnet dieser ganze Zusammenhang einen Einblick in ein rein agrarisches Wirtschaftssystem, in welchem überhaupt die Beobachtung eines solchen Gesetzes nur möglich war. Als Lohn für die Beobachtung dieses Gebotes ist nun der oben erwähnte Segen gegeben. Ich möchte diesem überhaupt nicht eine so universelle Bedeutung geben, wie es gewöhnlich geschieht. Wir haben eine gewisse Parallele in Lev. 25, 20—21. Auch hier wird ein göttlicher Segen verheißen und zwar für die Beobachtung des Brachliegenlassens der Felder im siebenten Jahre. Es heißt: „Und wenn ihr sprechet: „Was sollen wir im siebenten Jahre essen? Siehe wir säen nicht und sammeln unser Getreide nicht ein.“ So werde ich euch meinen Segen entbieten im sechsten Jahre, und es wird für drei Jahre Ertrag bringen.“ Der Segen besteht hier in einem materiellen Ausgleich für den materiellen Schaden, welchen die Beobachtung des Gebotes bringen kann. Aehnlich verhält es sich mit dem Segen für den Schulderlaß. Die גוים רבים sind nicht auswärtige Völker, sondern die fremden Volkselemente, mit denen die Juden in ihrem Lande zusammenleben. Solcher gab es eine große Zahl in den ersten Jahrhunderten bis zur völligen Eroberung des Landes, ferner in der Zeit nach dem ersten Exile und auch später nach der Zeit Alexanders des Großen, so daß sich jeder von seinem Standpunkte aus die Weissagung zurechtlegen kann. Wie der נכרי von 15, 2 doch nur im

Lande zu denken ist, so auch die גוים רבים, welche die Gesamtheit der נכרים darstellen. So gewinnt auch erst der Schluß von Vers 6 einen richtigen Sinn: „Und du wirst über viele Heiden herrschen, sie aber werden nicht über dich herrschen." Die angeredete Person ist das jüdische Volk. Daß die Bibel daran gedacht habe, Israel werde von Palästina aus die handelspolitische Obergewalt über die Völker haben, werde gewissermaßen der Großbankier der Welt sein wie etwa das heutige England, heißt doch allzusehr moderne Ideen in die primitiven alten Verhältnisse hineintragen. Es soll nur bedeuten: Israel wird ökonomisch Herr im eigenen Lande sein. Die heidnische Bevölkerung wird ihm nicht über den Kopf wachsen, wobei es noch fraglich ist, ob es sich überhaupt um zinsbare Gelddarlehen handelt, welche eher mit לוה bezeichnet werden, und nicht vielmehr um die Ueberschüsse an Agrarprodukten, welche die besser situierten Wirtschaften erzielten und in dieser Form verwerteten. Vorliegende Deutung ist vielleicht anfechtbar. Aber wie auch immer, klar ist, daß man aus einem solchen Satze nicht eine erstaunliche Ausdehnung der Geldleihe herauslesen kann. Daß aber auch einem überwiegend agrarischen Wirtschaftsgetriebe die Geldleihe nicht fremd zu sein braucht, darauf ist schon des öfteren hingewiesen. Das hat noch niemand behauptet, und es verrät eine gewisse Naivität, wenn man so etwas gefunden hat, es als große Entdeckung in die Welt hinauszuposaunen.

Den ältesten urkundlichen Beleg für den hochentwickelten Leihverkehr im alten Israel sieht S. in der Strafrede Nehemias K. 5. Die Reichen haben den Aermeren Korn, Most, Oel und Geld geliehen. Von denen, die Aecker und Weinberge besaßen, nahmen sie diese als Pfand. Die anderen mußten ihre Söhne und Knechte in Schuldknechtschaft geben. Die Stelle ist nicht ganz klar zu verstehen. Es ist von vornherein fraglich, ob es sich über-

haupt um zinsbare Darlehen handelt. Der Hauptvorwurf scheint mir in der Schuldknechtschaft zu liegen. Darauf legt auch Nehemia den Hauptnachdruck mit den Worten: „Wir haben unsere Brüder, die Juden, losgekauft, die verkauft worden an die Völker, soviel an uns war; und ihr wollt gar eure Brüder verkaufen, daß sie (wieder) an uns verkauft werden." Die Schuldknechtschaft ist eine alte, von der Bibel zugelassene Einrichtung, welche durch Begrenzung der Knechteszeit auf sechs Jahre und durch das Gebot der reichlichen Ausstattung des zu entlassenden Knechtes in vielen Fällen zu einer segensreichen sozialen Erziehungsmaßregel für die durch eigene Schuld oder Not in das Proletariat herabgesunkenen Volkselemente werden konnte.[1]) Daß diese Institution von harten Gläubigern mißbraucht und den Knechten die ihnen vom Gesetze zugestandenen Erleichterungen oft nicht gewährt wurden, liegt in der Natur der Sache begründet (S. Könige II 4, 1 ff. Jeremia 34, 8 ff.). Ein solcher Fall liegt auch hier vor. Die Konsolidierung der neuen jüdischen Ansiedelung vollzieht sich unter großen Schwierigkeiten, die teils durch die feindlichen Angriffe von außen, teils durch die ökonomische Unzulänglichkeit vieler Ansiedler hervorgerufen wurden. Unter den neuen Ansiedlern finden wir verschiedene Klassen. Da sind die Jehudim, wohl die reicheren und vornehmeren Elemente, welche auch in

---

[1]) Eine formelle Schuldknechtschaft in der Art, daß der Gläubiger das Recht gehabt hätte, den zahlungsunfähigen Schuldner zum Knechte zu machen, findet sich allerdings im Pentateuch nicht. Aber wenn Exodus 21, 2 sich auf den wegen Diebstahls vom Gerichte verkauften Knecht bezieht, so liegt doch hier tatsächlich Schuldknechtschaft vor, indem der Dieb wegen der von ihm nicht getilgten Ersatzesschuld des Diebstahls zum Knechte und zwar gegen seinen Willen gemacht wird. Unter Deuteronomium 15, 12 kann auch der Fall der Schuldknechtschaft ex consensu subsumiert werden, in welchem der Schuldner allerdings freiwillig als Knecht seine Schuld abarbeitete.

dem jüdischen Religionsgesetze besser bewandert waren und die Ame-Haarez, teilweise minder bemittelte und weniger gebildete Elemente aus den mit Nehemia gekommenen Scharen, teilweise solche, die schon früher mit Esra und Serubabel gekommen waren oder auch diejenigen, welche die Babylonier im Lande zurückgelassen hatten. Gegen die religiöse Unkenntnis dieser Kreise auf dem Gebiete der Sabbatheiligung, der Ehen mit heidnischen Frauen hatten ja Esra und Nehemia wie bekannt wiederholt schwer anzukämpfen. Daß es aber lauter Landarbeiter gewesen seien, wie S. meint, ist entschieden nicht richtig. Viele von ihnen haben ja, wie sich aus unserer Stelle ergibt, Felder, Weinberge und Oelbäume und zwar als Eigentum. Sonst hätten sie dieselben nicht verpfänden können. Gänzlich unbegründet ist auch die Sombartsche Vermutung, daß es stammesfremde Volksgenossen gewesen seien. Sie selbst sprechen von den Jehudim als ihren Brüdern. Auch Nehemia spricht von ihnen als Brüdern. Sie werden, wenn an Heiden als Sklaven verkauft, losgekauft, was bei Stammesfremden wohl kaum geschehen wäre. Wir haben hier vielmehr nachweislich jüdische Ackerbauer auf eigene Rechnung. Es handelt sich hier nach der Absicht des Nehemia um eine große Wohltätigkeitsaktion zu Gunsten der bedrängten Brüder im Sinne von Lev. 25, 35: „Und wenn dein Bruder verarmt und es wanket seine Hand, so sollst Du ihn stützen.“ Man soll ihnen das geliehene Korn und Geld als Hilfe in der Not überlassen und die verlangten Sicherheiten und Pfänder an Grundstücken und Personen zurückgeben. Nehemia selbst geht mit rühmlichem Beispiele voran. Er weist deshalb, um seine Standesgenossen zu gleichem edlen Tun anzuspornen, auf seine in seiner Beamtenstellung bewiesene Uneigennützigkeit hin. Er wollte die schweren Frohnden des Volkes nicht vermehren. Während die früheren Statthalter das Volk belastet und

von ihnen an Brot und Wein über 40 Silbersekel genommen, auch ihre Jünglinge über das Volk geschaltet hatten, machte er es nicht so, aus Gottesfurcht. Er beteiligte sich am Mauerbau, benutzte aber nicht die Gelegenheit, sich Aecker zu erwerben, obwohl alle seine Jünglinge mitarbeiteten. Er speiste vielmehr die Juden, sowohl die Vorsteher, 150 Mann, als auch die, welche von den Heiden ringsum zu ihm kamen, am eigenen Tisch auf eigene Kosten, sodaß er mit Recht ausrufen konnte: „Gedenke mir's, o mein Gott, zum Guten, alles, was ich an diesem Volke getan habe."

Für zinsbare Darlehen sprächen allerdings die Worte משא איש באחיו אתם נשאים, welche gewöhnlich übersetzt werden: „Wucher treibt ihr jeder an seinem Bruder." Er berichtet dann aber von sich selbst: וגם אני אחי ונערי נשים בהם כסף ודגן נעזבה נא את המשא הזה „Auch ich, meine Brüder und meine Knaben, haben ihnen Geld und Korn geliehen. Wir wollen ihnen diese Forderung erlassen." Es ist doch nicht anzunehmen, daß seine eigenen Leute gegen das Gesetz Zins verlangt haben werden. Von Zins ist nicht die Rede. Er ermahnt sie vielmehr: „Machet es so wie ich. Auch ich habe geliehen, erlasset eure Forderung, so wie ich es tue!" Bei einem Verstoße gegen das Zinsverbot hätte er sich wie auch sonst immer wohl auf das ausdrückliche Wort der Schrift berufen. Würde es sich um einen Verstoß gegen das Zinsverbot handeln, so wäre auch nicht ersichtlich, warum dies eine Schmach in den Augen der Heiden und Feinde hätte sein sollen. Diese erkannten dieses Verbot ja auch nicht an. Eine Schmach aber war es, wenn die Juden, welche eben erst die Freiheit erlangt hatten, ihre eigenen Brüder zu Schuldknechten machten und ihnen in ihrer Not nicht beistanden. Wir müssen also die obigen Worte übersetzen; „Ihr seid wie strenge Schuldherrn gegen eure Brüder. (S. auch Deut. 15, 2.) Ihr dränget sie zur Zahlung und seid unbrüderlich."

Schwieriger sind allerdings die Worte 5, 11 ומאת הכסף והדגן התירוש והיצהר אשר אתם נשים בהם. „Gebet zurück (wie gewöhnlich übersetzt wird) den Hundertsten des Geldes, des Getreides, des Mostes und des Oeles, den ihr zu fordern habt! Das spricht allerdings sehr für Zins. Die jüdischen Erklärer wollen zwar auch hierin keinen Zins sehen. Raschi erklärt: ורוב הכסף שהם חייבים לכם עם הדגן והתירוש וגו'. „Das viele Silber, welches sie euch schuldig sind u. s. w.“ Malbim meint: ר"ל ותמחלו גם ההלואה אף שתעלה למאה כסף. „Erlasset auch das Darlehen, wenn es sich auch auf hundert Silberstücke beläuft.“ Sie lassen, scheint es, die Worte והדגן התירוש והיצהר nicht von מאת abhängig seien. Allerdings klingt es etwas gezwungen. Die nichtjüdischen Erklärer verstehen darunter $^1/_{100}$ d. h. 1 pCt., was kein Zins von Bedeutung, sondern nur eine Art Anerkennungsgebühr wäre oder $^1/_{100}$ pro Monat = 12 pCt., was aber auch bloße Vermutung ist.

Wie dem aber auch sein mag, sollte es sich auch um zinstragende Darlehen handeln, liegt Veranlassung vor, aus dieser Stelle auf einen hochentwickelten Leihverkehr im alten Israel zu schließen? Es ist eine Ausnahmezeit, eine Periode der Krisis, es liegt ein Mißbrauch vor, es ist ein Ausnahmefall. Wäre der Leihverkehr wirklich so hochentwickelt gewesen, so wäre die große Entrüstung Nehemias nicht begreiflich. Ebensowenig begreiflich wäre die schnelle Zustimmung der Vornehmen zu seiner Forderung. Sie hätten ihm antworten können: „Was willst Du, wir tun ja nur, was in Israel von jeher üblich ist.“ Ich finde hier nur wieder eine ganz oberflächliche und äußerliche Quellenbenutzung von seiten Sombarts.

Den gleichen Mangel an Sorgfalt bekundet S. bei seiner Verwertung des Talmud. Daß in den Talmudtraktaten nächst dem Thorastudium nichts eine so große Rolle spielt wie das Leihgeschäft oder daß die Vorstellungswelt der Rabbinen angefüllt sei mit Leihgeschäften,

sind Behauptungen, deren Oberflächlichkeit nur übertroffen wird von ihrer Frivolität. Wir sind darauf an anderer Stelle schon des Näheren eingegangen. Das Höchste aber leistet er mit der Andeutung, daß die Rabbinen wohl in sehr vielen Fällen die Hauptgeldgeber waren und daß es ein Wuchermonopol zu ihren Gunsten gegeben habe. Er beruft sich auf Baba Mezia 70 b. Die Erörterung knüpft hier an den Vers Spr. 28, 8: „Wer sein Vermögen durch Zins und Wucher vermehrt, wird es für einen sammeln, der es den Armen spendet.“ Dazu bemerkt weiter R. Nachman: „Huna sagte mir: Das bezieht sich sogar auf den Zins eines Heiden.“ Es gab also eine Ansicht, welche auch von Heiden Zins zu nehmen untersagen wollte (davon spricht S. begreiflicherweise nicht). Dagegen wird eingewendet: „Die Thora erlaubt aber doch ausdrücklich die Zinsnahme von Heiden.“ „Nein“, wird erwiedert, „die Thora gestattet nur das Geben von Zins an Heiden, nicht aber das Nehmen.“ Hierauf wird gefragt: „Es heißt doch in der Mischnah: „Man darf von ihnen auf Zins borgen und ihnen auf Zins leihen und ebenso einem Beisaßproselyten.“ Es antwortet R. Chija, Sohn des R. Huna: „Das ist nur gemeint, soweit es für den Lebensunterhalt nötig ist.“ Rabina sagt: „Es handelt sich hier um einen Gelehrten, denn die Weisen haben das Leihen auf Zins an einen Heiden verboten, weil sie befürchteten, man könnte von seinen Taten lernen. Bei einem Gelehrten ist solches nicht zu befürchten.“ Welch eine elegante Beweisführung? Die Einschränkung des aktiven Geldgeschäftes mit Heiden für die überwiegende Mehrheit des Volkes aus Gründen der religiösen Abschließung wird nicht erwähnt. Das paßt nicht in die Theorie. Nur die Ausnahme zugunsten der Gelehrten wird hervorgehoben. Man soll glauben, die Gelehrten haben sich ein Monopol zu ihrem eigenen Nutz und Frommen geschaffen, um ihrem kapitalistischen Triebe nach

Herzenslust fröhnen zu können. Deshalb wird die Begründung fortgelassen, welche die Sache doch in einem anderen Lichte erscheinen läßt. Aus diesem statuierten Monopol wird dann im Handumdrehen ein tatsächliches. „Die Rabbinen waren wohl in sehr vielen Fällen die Hauptgeldgeber.“ Aber nicht einer von den sehr vielen Fällen wird vorgebracht.

Die Talmudisten haben es S. überhaupt angetan. Er findet unter ihnen eine große Anzahl reicher und sehr reicher Männer. Es lasse sich mühelos eine Liste von mehreren Dutzend Rabbinen aufstellen, denen ein großer Reichtum nachgerühmt wurde. Unter den Gewährsmännern, die er zitiert, hat Samter die größte Liste. Ich konnte nur 15 wegen ihres Reichtums hervorgehobene unter ca. 300 Namen feststellen. Darunter sind aber auch die Fürsten aus dem Hause Hillel und die Häupter der großen Schulen in Babylon, die ersten und führenden Männer ihrer Zeit. Nehmen wir aber sogar 5 pCt. bis 7 pCt. reicher Talmudisten an. Gibt das schon ein Recht vom Reichtum der Talmudisten zu reden?

Mit diesen letzten Stützen fällt die ganze Sombartsche Theorie, daß auch schon im Altertum in Israel ein starker Leihverkehr geblüht habe, in sich zusammen.

Kapitel IX.

Die Bewertung der Arbeit im biblisch-talmudischen Schrifttum.

Mit der Theorie, daß die Juden niemals so recht ein Ackerbauvolk gewesen seien, daß sie ihre Aecker durch Fremde bestellen ließen, daß die Geldleihe von den ältesten Zeiten her ihr Haupterwerbszweig gewesen sei, daß sie also, wenn irgend möglich, andere für sich arbeiten ließen, hängt es dann eng zusammen, wenn S. behauptet, die Juden hätten niemals eine besondere Vorliebe, für die Arbeit gehabt. Er sagt das nicht so ganz grob heraus, sondern bedient sich folgender feiner Wendung.

„Mit der überragenden Geistigkeit der Juden hängt es auch zusammen, daß bei ihnen zu allen Zeiten die verschiedenen Berufe in dem Maße höhere oder geringere Geltung gehabt haben, als sie größere oder geringere Ansprüche an geistige und vor allem — umgekehrt — geringere oder höhere Ansprüche an physische Leistungen stellten. Es mag Judenschaften gegeben haben und noch heute geben, in denen schwere körperliche Arbeit gern und mit Vorliebe geleistet wird: für unsere europäische Judenschaft gilt das nicht. Und auch die Juden der Talmudzeit zogen die Berufe vor, die weniger Anforderungen an körperliche Tüchtigkeit stellten.“ S. begründet diese seine Ansicht, mit zwei Talmudzitaten: „Nach Rabbi galt der Satz, wie wir schon sahen: Die Welt kann weder des Gewürzkrämers noch des Gerbers entbehren. Heil dem, dessen Beschäftigung es ist, Gewürzkrämer zu sein“ . . .

„R. Meir sagt: Immer lehre ein Mensch seinem Sohne ein reines und leichtes Handwerk u. s. w. (Kidd. 82 a)." Betrachten wir zuerst das erste Wort ein wenig näher.[1]) (S. 314.)

Es handelt sich hier überhaupt nicht um den Gegensatz von einem Berufe mit schwerer körperlicher Arbeit und einem solchen mit minder schwerer Arbeit. Das sieht ein jeder leicht aus der Gegenüberstellung von Gerber und Gewürzkrämer. Das Gerberhandwerk ist durchaus kein besonders schweres, wie ich mich durch persönliche Nachfragen überzeugt habe, aber ein wegen seines üblen Geruches unangenehmes. Die Werkstätte des Gerbers mußte deshalb 50 Ellen von der Stadt entfernt sein und durfte nur auf der Ostseite errichtet werden [2]). Die Gerberei wird ferner als Ehescheidungsgrund aufgeführt [3]). Aehnliche Ansichten finden sich aber auch bei anderen Völkern [4]). Die Inder suchten dus Leder soweit als möglich durch Baumwolle zu ersetzen; die Bearbeitung des Leders ist bei ihnen den Parias überlassen. Auch die Araber verachten alle, die ein unreines Gewerbe betreiben, wie Fleischer, Gerber, Barbiere u. dgl. Ein Beweis also, daß die Juden die schwere Arbeit nicht liebten, ist von hier nicht zu erbringen. Das ergibt sich auch aus der Stelle selbst, wenn man sie im Zusammenhang betrachtet. Sie lautet: „Kein Handwerk wird je von der Welt verschwinden. Heil dem, der seine Eltern in einem vortrefflichen Gewerbe, und wehe dem, der seine Eltern in einem

---

[1]) S. für das folgende Franz Delitzsch: Jüdisches Handwerkerleben zur Zeit Jesu. 3. Aufl. Erlangen 1879. S. Meyer, Arbeit und Handwerk im Talmud. Berlin 1878. D. Farbstein, Das Recht der unfreien und der freien Arbeiter nach jüdisch-talmudischem Recht. Frankfurt a. M. 1896.

[2]) Mischna Baba Bathra II, 9, weil der Ostwind sanft weht und den Geruch nicht zur Stadt führt.

[3]) Mischna Kethuboth VII, 10.

[4]) S. Meyer a. a. O. S. 43.

garstigen Gewerbe sieht. Die Welt kann weder des Gewürzkrämers noch des Gerbers entbehren. Heil dem, dessen Beschäftigung es ist, Gewürzkrämer zu sein, und wehe dem, dessen Beschäftigung es ist, Gerber zu sein! Die Welt kann nicht ohne männliche und auch nicht ohne weibliche Wesen sein. Heil dem, dessen Kinder Knaben, wehe dem, dessen Kinder Mädchen sind!"

Was ist das anderes als eine philosophische Betrachtung über den Lauf der Welt? Damit die Menschheit, damit ein Volk ein Leben der Kultur führen kann, muß eine gewisse Summe von mehr oder weniger angenehmer Arbeit geleistet werden. Das ist auch beim jüdischen Volke geschehen. Auch in ihm hat es leichter und schwerer arbeitende Volksklassen gegeben. Mag der sich glücklich schätzen, der das leichtere Los gezogen hat. Das wird auch heute nicht anders sein. Auch der arbeitfreudigste und rassenstolzeste Arier wird seinen Sohn, wenn er die Wahl hat, lieber Apotheker als Gerber werden lassen.

Nicht viel glücklicher ist die Berufung auf den Ausspruch des R. Meir. Der Ausspruch wird im Talmud auch im Namen des Bar Kapparah mitgeteilt, und es wird hinzugefügt, es sei darunter verstanden מחטא דתלמיותא d. h. die Stickkunst (nach Aruch). Aruch begründet es noch näher שהיא נקייה וקלה נקייה מגזל וקלה דאין בה חסרון כים. „Sie ist ein reines Handwerk, weil keine Möglichkeit zum Raube damit verbunden ist, und ein leichtes, weil keine große Auslagen darauf sind", d. h. weil das Material geringwertig und daher im Preise hauptsächlich die Arbeit ihren Lohn findet. Das würde auch zu der Mischnah passen, in welcher von dem Berufe des Eseltreibers, Kamelführers, Bartscherers, Schiffers, Hirten und Krämers gewarnt wird, weil ihr Gewerbe ein räuberisches sei, d. h. Gelegenheit zur Unredlichkeit biete. Für die Erklärung des „leicht" im Sinne von „ohne großen Apparat" d. h. einfach spricht auch wieder der Zusammenhang: „R. Meir sagt: Man lehre

seinen Sohn ein reines und leichtes Handwerk, und bete zu dem, welcher über Reichtum und Güter zu verfügen hat; denn es gibt kein Handwerk, welches nicht arm und auch reich macht. Die Armut sowohl wie der Reichtum kommt nicht vom Handwerk, sondern alles kommt auf das Verdienst des Menschen an." R. Simon ben Eleasar sagt: „Hast du jemals ein wildes Tier oder einen Vogel ein Handwerk treiben sehen? Und dennoch ernähren sie sich ohne Mühe. Und sie sind doch nur erschaffen, um mir zu dienen, ich aber bin erschaffen worden, um meinem Schöpfer zu dienen, und ich sollte mich nicht ohne Mühe ernähren können? Allein meine Taten waren schlecht und haben mich dadurch um meine Nahrung gebracht" [1]). Der Talmud bringt noch eine andere Form dieser Worte: „Ich habe noch nie gesehen, daß ein Hirsch Feigenkuchen trocknet und ein Löwe den Lastträger und der Fuchs den Krämer macht, und doch ernähren sie sich alle ohne Mühe, und sie sind doch nur erschaffen worden, um mich zu bedienen, ich aber bin erschaffen worden, um meinem Schöpfer zu dienen. Wenn schon die, welche nur erschaffen worden sind, um mich zu bedienen, sich ohne Mühe ernähren, um wie viel mehr ist es billig, daß

[1]) Man vergleiche dazu: Ev. Mathaei VI, 26—34: Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in den Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie . . . ? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird; sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürft. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

ich, der ich geschaffen worden bin, um meinem Schöpfer zu dienen, mich ohne Mühe ernähre. Allein meine Taten sind böse, und so habe ich mich um meine Nahrung gebracht, wie es heißt (Jerem. 5, 25): „Eure Sünden haben es zuwege gebracht.“ R. Nehorai sagt: „Ich lasse alle Gewerbe in der Welt beiseite liegen und lehre meinen Sohn nur die Thora. Denn alle Gewerbe in der Welt helfen ihm nur in den Tagen seiner Jugend, aber in den Tagen seines Alters, siehe, da liegt er in Hunger dahingestreckt da; aber mit der Thora verhält es sich nicht so. Sie hilft den Menschen in der Zeit seiner Jugend und gibt ihm Aussicht und Hoffnung in der Zeit seines Alters. Von der Zeit seiner Jugend heißt es (Jes. 40, 41): „Die auf den Ewigen hoffen, nehmen zu an Kraft, treiben Schwingen gleich den Adlern.“ Und von dem Alter heißt es (Ps. 92, 15): „Noch im Greisenalter sprossen sie, sie sind markig und belaubt.“

Ich glaube nicht, daß S. die ganze Stelle vor sich gehabt hat, sonst würde er nicht den Schluß daraus gezogen haben, daß bei den Talmudisten physische Arbeit nicht geachtet war. Wir haben hier eine weltfremde und die äußere Kultur mißachtende Lebensanschauung vor uns, wie sie ja nachher vom Christentum weiter ausgebaut worden ist, eine Anschauung, wie sie in Zeiten einer überfeinen und entarteten Kultur sich häufig findet. Wozu der große Apparat für das Bischen Leben? Machen wir uns die äußere Lebensarbeit recht leicht und einfach, und verwenden wir unsere Hauptarbeit lieber auf die Bildung unseres Seelen- und Geisteslebens, auf das Studium der Thora. Es ist eine alte Frage, welche Israels Weise schon sonst beschäftigt hat. Wie vertragen sich Religion und Wirtschaft, welche doch beide den ganzen Menschen verlangen? Ich finde den Gegensatz schon in Psalm 8. „Wenn ich deinen Himmel sehe, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du hingestellt; Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? und der Erdensohn, daß du auf

ihn achtest? Das ist Religion: Der Mensch, ein Nichts sich fühlend im unendlichen Weltall, seine Stellung in diesem großen Zusammenhange zu begreifen suchend. „Und lässest ihn um ein Geringes Gott nachstehen, und mit Ehre und Glanz krönest du ihn, machst ihn zum Herrn über die Werke deiner Hände. Alles hast du ihm zu Füßen gelegt: Schafe und Rinder allzumal, und auch das Vieh des Feldes; den Vogel des Himmels und die Fische des Meeres, was durchziehet die Bahnen der Meere." Das ist Wirtschaft: Der Mensch, der Herr der Welt, über die belebte und unbelebte Natur gebietend und sie zu seinem Nutzen verwendend.

Mehr praktisch finden wir den Gegensatz in einer Stelle in Berachoth 35 b ausgeführt: „Die Rabbinen haben gelehrt: Warum heißt es in der Schrift: „Du sollst einsammeln dein Getreide"? (Deuteron. 11,14). Man hätte die Stelle „Es soll dieses Buch der Lehre nicht aus deinem Munde weichen" buchstäblich auffassen können; darum steht auch geschrieben: „Du sollst dein Getreide einsammeln." Halte es damit, wie es der Weg der Erde erfordert! Das sind die Worte des R. Ismael. R. Simon ben Jochai sagte: Wenn der Mensch pflügt zur Zeit des Pflügens, säet zur Zeit des Säens, erntet zur Zeit der Ernte, drischt zur Zeit des Dreschens, worfelt zur Zeit des Windes, was soll dann aus der Thora werden? Vielmehr (so erklärt sich der Widerspruch); wenn die Israeliten den Willen Gottes vollführen, wird ihre Arbeit durch andere getan werden; denn es heißt: „Und es werden Fremde aufstehen und eure Schafe weiden." Wenn aber die Israeliten den Willen Gottes nicht vollführen, so wird ihre Arbeit durch sie selbst getan werden, denn die Schrift sagt: „Und du sollst dein Getreide einsammeln." Ja noch mehr, die Arbeit anderer wird durch sie getan werden, denn es heißt: „Und du wirst deinen Feinden dienen."

Abaje sagte hierauf: „Viele taten wie R. Ismael, und es ist ihnen geglückt, viele andere wie R. Simon b. Jochai, und es ist ihnen nicht geglückt."

Wenn S. diese Stelle gekannt hätte, so hätte er R. Simon b. Jochai citiert und hätte gesagt: Da haben wir ja das Prachtstück meiner Kombination, die israelitischen Herrenmenschen und Großgrundbesitzer, welche Heiden für sich arbeiten lassen. In Wahrheit haben wir hier den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, von Religion und Wirtschaft, von Weltflucht und Weltfreude.

Die Rabbinen haben sich schließlich für den goldenen Mittelweg, für eine glückliche Verbindung beider entschieden, wie es sich ausgesprochen findet in dem Worte Rabban Gamliels, des Sohnes des Fürsten, R. Jehuda (Aboth II, 2). „Schön ist Thorastudium in Verbindung mit dem Wege der Erde, denn die Bemühung um beide macht die Schuld vergessen. Jedes Thorastudium, mit dem sich keine Arbeit verbindet, wird schließlich zu nichte und zieht die Sünde herbei."

Ich will mich mit Sombarts Behauptung, daß unsere europäische Judenschaft nicht gern und mit Vorliebe schwere körperliche Arbeit leistet, nicht des weiteren auseinandersetzen. Das ist ja so die allgemeine Meinung. S. teilt sie und äußert sie ohne weiteren Versuch, sie auch ein wenig zu begründen. Der Satz ist vollkommen richtig und begründet, wenn er noch ein wenig erweitert und verallgemeinert wird: Kein Mensch, auch kein Germane, Slave oder Romane, wird gern und mit Vorliebe schwere körperliche Arbeit leisten, wenn er nicht durch die Not dazu gezwungen ist oder es aus Gewohnheit nicht anders weiß. S. schränkt ja auch für die moderne Zeit seinen Satz ein, indem er ihn nur auf die europäische Judenheit bezogen wissen will. Daß diese sich nicht in größerem Umfange den körperlich schwer arbeitenden Berufen widmete, ist ja durch die historische Ent-

wicklung begründet. Das hängt aber durchaus nicht mit irgend einer Stammeseigenart zusammen, sondern ist eine Folge der sozialen Schichtung. In den kultivierten Ländern des Westens gehören die Juden den mittleren und höheren Klassen an und befassen sich wie ihre nicht-jüdischen Klassengenossen nicht mit schwerer Handarbeit. Dort aber, wo es ein größeres jüdisches Proletariat gibt, wie in Rußland, Galizien, Rumänien, in den Judenvierteln Londons und New-Yorks, nehmen die Juden auch einen entsprechend größeren Anteil an den schwerer arbeitenden Berufen. Die Sachlage wird aber noch mehr zugunsten der Juden verändert, wenn man den Nachdruck weniger auf schwere Handarbeit als auf anstrengende und intensive Arbeit legt.

Stellen wir da einmal einander gegenüber einen Kleinbauern in einer katholischen Gegend Süddeutschlands und einen jüdischen Hausierer. Der Bauer hat gewiß acht Monate des Jahres von März bis November schwer zu arbeiten. Aber wie arbeitet er? Er hält, mag die Arbeit auch noch so dringend sein, gemächlich seine fünf täglichen Mahlzeiten, sodaß er je nach drei Stunden Arbeit seine halbe oder ganze Stunde Pause hat. An den vielen Halbfeiertagen und Gedenktagen seiner Religion wird überhaupt nicht gearbeitet. Auch die vier Wintermonate von November bis März sind eine Ausruhezeit, in welcher außer der Besorgung des Haushaltes und des Viehes nur gelegentlich Arbeit geleistet wird. Der arme jüdische Hausierer muß, oft schlecht gekleidet und beschuht in Sommersglut und Winterskälte, in Regen, Sturm und Schnee, den schweren Packen auf den Rücken, nur dürftige und unregelmäßige Nahrung genießend, Jahr aus Jahr ein von Dorf zu Dorf wandern, um sich des Lebens Notdurft zu erwerben. Diese Arbeit ist gewiß anderer Art, aber darum doch nicht weniger auch körperlich anstrengend und aufreibend. Was ferner die Intensität der Arbeit be-

trifft, so ist der Jude sicherlich sowie auch inbezug auf Ausdauer und Unermüdlichkeit seinem andersgläubigen Klassen- und Berufgenossen gewachsen.

Wenn aber doch in unserer Zeit ein großer Teil der Juden in verhältnismäßig leichterer Weise durch die Leitung von Handels- und Industriebetrieben sich sein Brot verdient, so beruht das durchaus nicht etwa auf angeborener Abneigung gegen schwere körperliche Arbeit. Die größere oder geringere Wertschätzung der Arbeit beruht überhaupt nicht auf irgend einer angeborenen Eigenart, sondern sie ist ein Produkt sehr mannigfacher Faktoren. Sie ist bedingt durch das Klima und den Reichtum der Natur, durch die Höhe der Kultur und Besonderheit der sozialen Gliederung. Die hohe Geltung, welche die Arbeit, insbesondere auch die körperliche Arbeit, in unseren Tagen genießt, ist eine ganz moderne Errungenschaft, welche gerade durch die von S. auf das Konto der Juden geschriebene kapitalistische Entwickelung außerordentlich gefördert worden ist, sodaß diese dann, wenn auch mehr indirekt, die Urheber dieser Ehrung der Arbeit sind. Sonst gilt der Satz: Zur Arbeit mußte, wie noch heute jeder Einzelne, so auch ein jedes Volk erzogen werden. In dieser Hinsicht waren die Ahnen der modernen, so arbeitstüchtigen Kulturvölker den wilden und halbwilden Stämmen Afrikas, denen sie heute Lehrmeister sind, durchaus nicht so sehr überlegen. Völker, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, halten gewöhnlich die Arbeit nicht für das geeignete Mittel, um die zum Leben notwendigen Güter zu erwerben. Raub ist bei solchen Völkern das beste Erwerbsmittel[1]). Der mittelalterliche Raubritter[2]) verstand zuerst unter Gewinn nur das im Kampfe Erwor-

[1]) S. Farbstein. S. 7 ff.

[2]) Seine Nachkommen haben sich ja noch heute großen Teils nicht zur Anerkennung der Gleichberechtigung der hart körperlich arbeitenden Erwerbsstände aufzuschwingen vermocht.

bene; erst später wurde von ihm das in der Landwirtschaft Erzeugte und endlich alles durch Arbeit Hervorgebrachte als Gewinn bezeichnet. Ueber diese Zurücksetzung der Arbeit haben sich auch die wirtschaftlich in mittelalterlichen Zuständen lebenden beiden großen Kulturvölker des Altertums, die Griechen und Römer, nicht zu erheben vermocht. Die griechischen und römischen Philosophen sahen in den Arbeitern, Handwerkern und Krämern elende Banausen.

Weit höher stand die Arbeit von Anfang an in den Augen des jüdischen Volkes. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du Brot essen" (Gen. 3, 19). „Wenn du deiner Hände Arbeit genießest, heil dir, und dir ist wohl" (Ps. 128, 2). „Süß ist der Schlaf des Arbeiters, er esse wenig oder viel." (Prediger Sal. 5, 11). Hätte das Judentum der Welt nur diese drei goldenen Worte geschenkt, es hätte ein genügendes Verständnis für die Bedeutung der Arbeit bewiesen. Aber wertvolle Aussprüche gleichen Sinnes finden sich in einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit gerade auch in dem talmudischen Schrifttum, daß es unbegreiflich ist, wie S. daran vorübergehen und sein einseitiges Urteil fällen konnte. Wo irgend nur bei einem Ereignisse der biblischen Geschichte oder bei einer der großen vorbildlichen Persönlichkeiten der Vergangenheit sich eine Gelegenheit bot, eine Mahnung zur Arbeit einzuflechten, wurde sie von den mitten im Volksleben stehenden Sittenpredigern der talmudischen Zeit wahrgenommen. Es beginnt mit der Schöpfungsgeschichte. Gott selbst wird zum Vorbild genommen. „Wenn ein Mensch spricht: „Ich bin ein Nachkomme der edlen Stammesväter der Urzeit, bin der Sprößling einer großen Familie, es geziemt sich nicht für mich Arbeit zu verrichten, so sage man ihm: Du Thor, dein Schöpfer ist dir darin vorangegangen, wie es heißt: „Und er ruhte am siebenten Tage von all seiner Arbeit, die er verrichtet

hatte" (Gen. 5, 2). (Aboth d. R. Nathan Absch. 11). Auch das Paradies wird in der heiligen Schrift nicht dargestellt als eine Stätte, wo der Mensch seine Tage im frohen Genusse und im süßen Nichtstun verbringen konnte. Auch hier schon wird ihm Arbeit als Vorbedingung jeglichen Genusses auferlegt. „Liebe die Arbeit und hasse die Arbeit nicht. Wie die Thora durch einen Bund gegeben worden ist, so ist auch die Arbeit durch einen Bund gegeben worden; denn es heißt: „Sechs Tage sollst du arbeiten" (Exod. 20, 9). R. Simon, der Sohn des Eleasar sagte: „Auch der erste Mensch hat nichts genossen, bevor er Arbeit verrichtet hat, wie es heißt: „Und er setzte ihn in den Garten Eden, ihn zu bebauen und zu hüten" (Gen. 2, 15) und erst später: (2, 16) „Von jeglichem Baume des Gartens darfst du essen" (Aboth d. R. Nathan 11).

Als der Mensch dann aus dem Paradiese vertrieben wird, wird ihm nicht etwa, wie man es fälschlich dargestellt findet, die Arbeit als ein Fluch auferlegt. Der Talmud weist diesen Gedanken schon in sinniger Form zurück. R. Josua ben Levi hat gesagt: „Als Gott zu Adam sprach: (Gen. 3, 18) „Dornen und Disteln soll er dir hervorbringen", zerflossen seine Augen in Tränen und er sprach vor ihm: „Herr der Welt, sollen ich und der Esel aus derselben Krippe essen?" Als er aber zu ihm sagte: (3, 19) „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen", da wurde sein Sinn beruhigt" (Pes. 118a). Ein Fluch wäre die frucht- und ertraglose Arbeit, die nur Dornen und Disteln zeitigt. Die Arbeit, die uns zum Brot führt, gereicht uns zum Segen.

Die drei Stammväter Israels werden uns als Männer geschildert, die zu den Fürsten ihrer Zeit gehören. Es fehlt aber in der Bibel und in der midraschischen Tradition nicht an Zügen, die uns darauf hinweisen, daß sie auch selbst bei der Arbeit rüstig mit die Hand anlegten.

S. scheint die Vorstellung zu haben, als ob das Hirten- und Nomadenleben, welches die erste Wirtschaftsperiode Israels ausfüllte, eigentlich ohne schwere Arbeit, so eine Art verschleierter Müßiggang gewesen sei. Da verkennt er doch aber stark die anstrengende und aufreibende Tätigkeit, wie sie dieser Beruf oft mit sich brachte. Die Hut vieler Tausende von Schafen und Ziegen, ihre Beschirmung gegen Räuber und wilde Tiere, das Aufsuchen der Weiden, das Melken und Scheren, die Käsebereitung, die Wartung der jungen und kranken Tiere erfordern einen guten Teil recht anstrengender Körperarbeit. Darüber hätte er sich in der Bibel selbst belehren können. Jakob schildert es dem Laban (Gen. 31, 38—40): „Diese zwanzig Jahre, die ich bei dir war, haben deine Mutterschafe und Ziegen nicht fehlgeboren; und die Widder deiner Schafe habe ich nicht gegessen. Zerrissenes brachte ich dir nicht heim, ich mußte es büßen, von meiner Hand fordertest du es, das Gestohlene am Tage und das Gestohlene in der Nacht. Wo ich war am Tage, verzehrte mich die Glut, und der Frost in der Nacht; und es floh der Schlaf meine Augen.“ David wußte dannn ein Lied zu singen: „Dein Knecht weidete die Schafe seines Vaters; kam dann ein Leu oder ein Bär und trug ein Schaf von der Herde, so zog ich aus ihm nach und schlug ihn und entriß es seinem Rachen; und wenn er sich erhob gegen mich, ergriff ich ihn beim Barte, erschlug ihn und tötete ihn“. (Samuel I, 17, 34). Aus den Versäumnissen der schlechten Hirten, wie sie uns Ezechiel in Kapitel 34 schildert, läßt sich die schwierige Aufgabe der guten Hirten erkennen. (Ez. 34, 3—6): „Das Fett habt ihr gegessen und in Wolle euch gekleidet, das Gemästete habt ihr geschlachtet, aber die Herde nicht geweidet. Die Siechen habt ihr nicht gestärkt, und das Kranke nicht geheilt, und das Verwundete nicht verbunden, und das Versprengte nicht zurückgeführt, und das Verlorene nicht aufgesucht,

aber mit Strenge habt ihr sie niedergehalten und mit Härte. Und sie wurden zerstreut aus Mangel an Hirten, und wurden zum Fraß allen Tieren des Feldes, und wurden zerstreut. Es irren meine Schafe auf allen Bergen und auf jeglichem hohen Hügel und über die ganze Fläche des Landes waren meine Schafe versprengt, und da war keiner, der nachfragte, und keiner der aufsuchte."

Neben dem Hirtenberufe haben unsere Stammväter aber auch, zumal wenn sie, wie sehr oft, ihren Wohnsitz lange Zeit an demselben Platze hatten, Ackerbau getrieben. So berichtet der Midrasch von Isaak (Toßefta Berachoth Abschn. 7): Dosthai, der Sohn des R. Jannai, sagte im Namen des R. Meir: „Es heißt von Isaak: „Ich werde dich segnen und deine Nachkommen vermehren" (Gen. 26, 24) Isaak deutete dies: „Der Segen Gottes ruht nur auf der Arbeit der Hände, und so ging er hin und säte, wie es heißt: (Gen. 26, 12). „Und Isaak säte in diesem Lande und gewann in dieiem Jahre das Hundertfältige, denn der Ewige segnete ihn." Aehnlich wird zu den Worten der Schrift (Gen. 26, 14) „Und er hatte Schafherden und Rinderherden und viel Gesinde" bemerkt: „Wenn der Mensch nicht wie ein Knecht für sich arbeitet, erwirbt er keinen Besitz." (Bereschith. R. 64.)

Aus dem mühe- und arbeitsreichem Leben Jakobs wird die Lehre gezogen (B. Rabba 73): R. Jeremia sagte: „Die Arbeit ist noch etwas Vorzüglicheres als das Verdienst der Väter; denn das Verdienst der Väter hat nur das Vermögen gerettet, wie es heißt (Gen. 31, 42): „Wenn nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams, und der, den Isaak fürchtete, mit mir gewesen wäre, wahrlich jetzt hättest du mich leer entlassen." Die Arbeit aber rettete das Leben, wie es heißt (ibid): „Mein Elend und die Mühe meiner Hände hat Gott gesehen und gestern entschieden." Die großen Männer Israels, ein Moses, ein David, ein Elisa, ein Amos, sie waren Ar-

beiter, bevor sie Gesetzgeber, Propheten und Könige wurden.

Und gemeinsam mit den Männern arbeiteten die Frauen, wie wir es in den Sprüchen Salomonis so anschaulich geschildert finden (C. 31): „Sie sieht sich um nach Wolle und Leinen und arbeitet mit munteren Händen. Sie ist gleich dem Kaufmannsschiffe, das aus der Ferne sein Brot bringt. Sie steht auf, wenn es noch Nacht ist, und gibt Speise ihrem Hause und das Tagewerk ihren Mägden. Ihr Sinn steht nach einem Felde, und sie kauft es; von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. Sie spürt, wie ihr Erwerb gut ist; es erlischt in der Nacht nicht ihre Leuchte. Ihre Hände streckt sie nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel, Teppiche macht sie sich, Byssus und Purpur ist ihr Gewand. Hemden macht sie und verkauft sie, und Gürtel gibt sie an den Kenaani. Sie bewacht die Gänge ihres Hauses, daß niemand das Brot der Trägheit esse."

Daß es sich hier nicht um eine dichterische Uebertreibung, sondern um die Darstellung des wirklichen Lebens handelt, ergibt sich aus der gesetzlichen Regelung der Frauenarbeit in der Ehe (Kethuboth 59 b) [1]: „Folgende Arbeiten ist die Frau ihrem Mann zu tun verpflichtet: das Mahlen, Backen, Waschen, Kochen, Säugen ihres Kindes, das Bettmachen und Wollespinnen. Hat sie ihm eine Magd mitgebracht, so braucht sie nicht zu mahlen, nicht zu backen und nicht zu waschen; hat sie ihm zwei mitgebracht, so braucht sie nicht zu kochen und das Kind nicht säugen; drei, so braucht sie nicht das Bett zu machen und Wolle zu spinnen; vier, so kann sie sich auf dem Lehnstuhl setzen. R. Elieser aber sagte: „Wenn sie sogar hundert Mägde mitgebracht hat, so kann man sie dennoch zwingen, Wolle zu spinnen; denn der Müßiggang führt zur Unzucht."

[1]) S. Meyer a. a. O. S. 10 ff.

Diese heilige Erbschaft der Arbeit hat das talmudische Judentum sowohl in seinen Persönlichkeiten als in seinen Anschauungen und gesetzgeberischen Maßregeln vom biblischen übernommen.

Hochangesehene Talmudlehrer waren Arbeiter und Handwerker. Es seien einige herausgegriffen: Abbah Joseph war Baumeister. Auch Schammai scheint Baumeister gewesen zu sein. Wir treffen ihn mit der Bauelle, wie er den Arbeitern den Bau zumißt (Sabbath 31 a). [1]). Hillel war Tagelöhner (Joma 35 b), R. Akiba Holzhauer (Aboth D. R. Nathan 6), Jochanan Schuhmacher (Aboth IV, 14), ebenso R. Chanina und R. Oschija (Pesachim 113 b), R. Josua b. Chananja Köhler (Berachoth 28 a), Jose b. Chalafta Gerbereiarbeiter (Sabbath 49 a), R. Joseph Müller (Gittin 67 b). Abaje wird als Ackerbauer erwähnt (Chullin 105 a). Abba Chelkija war Tagelöhner und so gewissenhaft, daß er sich während seiner Arbeit in keinerlei Unterhaltung einließ (Taanith 23), Abbah bar Abbah, Vater des berühmten Samuel, war Ackerbauer (Chullin 105 a), R. Isaak Napecha Schmied (Kidduschin 59 a), R. Abin Zimmermann (Sabbath 23 b), Bar Addah Lastträger (B. Meziah 93 b). R. Ide bar Abin trieb Ackerbau (Kidduschin 26 a), R. Ame beschäftigte sich mit dem Transportieren des Holzes über Flüsse (B. Meziah 107 b). R. Asse war Ackerbauer (Chullin 105 a), desgl. Bibe ben Abaje (B. Bathra 137 b), R. Gidel (Kidduschin 59 a). R. Huna (Kethuboth 105 a) tränkte selbst seine Felder. Oft kehrte er vom Felde mit dem Spaten auf dem Rücken heim. Chama b. Anilai, ein reicher und wohltätiger Mann, begegnete ihm einmal und wollte dem gelehrten Manne aus Verehrung vor seiner Thorakenntnis den Spaten abnehmen, was aber R. Huna nicht zugab (Megilla 28 a). Ackerbau oder Viehzucht trieben ferner R. Huna, Sohn des R. Josua, (Horajoth 10 b),

[1]) Meyer S. 23 ff.

Hyrkanos (Aboth d. R. Nathan 6. Abschnitt), R. Hamnuna (Sanhedrin 61 a), R. S'wid (Sanhedrin 26 b), Mar Sutra (B. Mezia 111 a), R. Chelkija b. Tobia (Menachoth 85 b). R. Chasda trieb Weinbau (B. Kama 92 a). R. Jehuda Hanachtom, einer von den zehn Märtyrern unter Hadrian, war Bäcker (Midr. R. Klagelieder II, 2), R. Jehuda bar R. Nachman Ackerbauer (B. Mezia 107 a), desgl. R. Jochanan b. Mathias (B. Mezia 83 a), R. Joseph (Kidduschin 39 a), R. Jannai (B. Bathra 14 a), R. Ismael b. Jose (Kethuboth 102 b), Maremar (B. Mezia 111 a), Mare bar Rachel Viehzüchter (Bechoroth 3 b), Ackerbauer ferner R. Nachmann (Sabbath 152 b), R. Nachman b. Pape (Chullin 60 b), R. Pape (B. Bathra 26 a), Baba b. R. Chanan (ibid.), Rab (Kidduschin 59 a); Rabba b. R. Chana aus Kafri (Kidduschin 59 a), Rabin b. R. Nachman (B. Mezia 107 a), Rabina (B. Bathra 5 a), Samuel (B. Kama 92 a), R. Simon (Pea II, 6). Nechunja war Cisternengräber (Jebamoth 121 b), Karna Weinküfer (Kethuboth 105 a), R. Simon Färber (Toßephta Chullin X), R. Simon Schesuri Weber, R. Nehemja Hakader Töpfer, Ami Tanoraah Ofenverfertiger. Diese kurze zwangslose und durchaus nicht erschöpfende Zusammenstellung, in welcher besonders das starke Vorherrschen des Ackerbaus zu bemerken ist, zeigt, was von der Sombartschen Behauptung von der Scheu vor anstrengender Arbeit, von dem überwiegenden Geldgeschäft oder gar dem Wuchermonopol der Talmudisten zu halten ist.

Und es war nicht nur die Not und der Zwang der Verhältnisse, welcher diese Männer zur Arbeit führte, sondern es war ihnen eine Sache der Ueberzeugung. Sie hatten es selbst erfahren, daß durch die Arbeit das physische, geistige und sittliche Wohl der Menschen gefördert werde. So lehrten sie in Gegensatze zu den Griechen: „Liebe die Arbeit und hasse die Herrschaft" (Aboth 1, 10). „Als R. Jehuda in das Lehrhaus ging, trug er ein Faß auf seiner Schulter, er sprach: „Die Arbeit ist

groß, denn sie ehrt ihren Herrn." S. Simeon trug einen Korb auf seiner Schulter, er sprach: „Die Arbeit ist groß, denn sie ehrt ihren Herrn" (Nedarim 49 b). R. Joseph beschäftigte sich mit Tragen von Balken. Er sprach: „Groß ist die Arbeit, denn sie erwärmt ihren Herrn (Gittin 67 b)." Bemerkenswert sind die Lastträger der Stadt Machusa, die, wenn sie nicht arbeiten, krank werden. (B. Mezia 77.)

Der ethische und religiöse Wert der Arbeit findet sich in folgenden Sätzen ausgesprochen. Von den Menschen in Zeitalter der Sprachverwirrung heißt es (Gen. 11, 2): „Und sie fanden ein Tal im Lande Sinear und ließen sich dort nieder." Dazu bemerkt R. Isaak: „Ueberall wo man ein ruhiges Sitzen findet, ist schon der Satan auf dem Sprunge." R. Chelbo meint: „Ueberall, wo man Gemächlichkeit findet, klagt der Satan an." (M. R. Bereschith 38.)

„Groß ist die Arbeit, denn alle Propheten haben sich mit ihr beschäftigt. Von Jakob heißt es (Gen. 30, 31): „Ich will wieder deine Schafe weiden und hüten. Mose und David waren gleichfalls Hirten. Groß ist die Arbeit, denn die göttliche Herrlichkeit ruhte auf Israel erst, nachdem es Arbeit verrichtet hatte, wie es heißt (Exod. 39, 43): „Und Mose sah die ganze Arbeit, und siehe, sie hatten dieselbe gemacht; da segnete sie Mose." Und so geschah es, wie es heißt: „Und die Wolke bedeckte das Stiftszelt, und die Herrlichkeit des Ewigen erfüllte die Wohnung" (Exod. 40, 34). Groß ist der, welcher sich mit seinem Teile freut und sich durch Arbeit ernährt; denn durch diese gute Eigenschaft wird er vor vielen Sünden bewahrt, vor Eifersucht und Begehrlichkeit, vor Diebstahl und Raub. (Jalkut Eliezer ערך מלאכה aus מדרש גדולה).

Den Eltern schärften die Talmudisten wiederholt ein, die Kinder ein Handwerk lernen zu lassen. „Wer einen

Sohn erzieht, ohne ihm ein Handwerk beigebracht zu haben, erzieht ihn zum Raube" (Kidduschin 30 b). Die Hochachtung vor der Arbeit und die Verachtung des Müßigganges hat auch auf das positive Recht einen Einfluß ausgeübt. [1])

Nach jüdisch-talmudischem Rechte konnte ein Müßiggänger, d. h. jemand, der weder ein Studium noch ein Geschäft betrieb, zur Strafe nicht vor Gericht als Zeuge auftreten (Kidduschin 40 b). Ebenso war das Zeugnis der professionellen Spieler ungültig, und zwar zur Strafe, weil sie ihren Pflichten als Menschen nicht nachkamen und sich keiner produktiven Tätigkeit hingaben (Sanhedrin 24 b). Müßiggang ist nicht nur aller Laster Anfang, sondern verkürzt auch das Leben und beschleunigt den Tod (Aboth d' R. Nathan 1).

Der tiefere Grund mancher gesetzlichen Einrichtungen wird aus der Förderung der Arbeit abgeleitet. R. Simon sagt, das Peßach- und das Sukkothfest, welche nicht auf Arbeitszeiten fallen, dauere das eine sieben, das andere acht Tage. Das Schewuothfest, welches in die Zeit der Arbeit fällt, dauert nur einen Tag. Das lehrt uns, daß die h. Schrift Rücksicht nimmt auf Israel (Jalkut Schimoni ראה). R. Meir sagt: „Komm und sieh, wie hochgeschätzt die Arbeit vor dem Schöpfer der Welt ist. Für den Diebstahl eines Ochsen, der ein Arbeitstier ist, zahlt man den fünffachen Ersatz, für den eines Lammes, welches kein Arbeitstier ist, den vierfachen" (Mechilta משפטים).

Die Religion kann, indem sie das Gottvertrauen übertreibt, den Menschen zum Fatalismus und damit zur Lässigkeit und Untätigkeit führen. Sie kann so, wie bei den Anhängern Mohammeds, zu einem Faktor des Stillstandes und Rückschrittes werden. Vor solchem Fehler wußte sich das Judentum zu bewahren. Es verstand köst-

---

[1]) Farbstein a. a. O. S. 9.

liches Gottvertrauen mit froher Schaffenslust zu verbinden, wie eine Fülle trefflicher Aussprüche es uns lehrt.

„Der Mensch spreche nicht: „Ich will essen und trinken und ein gutes Leben führen, mich aber dabei nicht anstrengen. Der Himmel wird sich schon meiner erbarmen." Deswegen heißt es (Hiob 1, 10): „Und seiner Hände Werk hast du gesegnet." Der Mensch muß sich mühen und mit beiden Händen arbeiten, und Gott wird seinen Segen senden (Jalkut Eliezer ערך מלאכה)."

„Es steht geschrieben (Deuteronomium 2, 7): „Der Ewige, dein Gott, hat dich gesegnet." Da könnte man meinen, selbst wenn du müßig sitzest; deswegen heißt es: „In allem Werke deiner Hand." Wenn der Mensch arbeitet, wird er gesegnet; wenn nicht, wird er nicht gesegnet" (Jalkut Tehillim 23).

Die jüdische Religion will vor allem zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit erziehen, wie wir sie uns nur durch eigene Arbeit zu erringen vermögen. „Ziehe auch das Fell eines Aases ab auf offener Straße und nimm den Lohn dafür! Sage nicht: „Ich bin ein großer Mann, die Arbeit gereicht mir zur Schande." (Baba Bathra 110 a).

„Der Mensch lerne ein Handwerk, und Gott wird ihn ernähren" (Koheleth R. 6). „Ist sieben Jahre Hungersnot, die Türe des Handwerkers erreicht sie nicht" (Sanhedrin 29 a). R. Chija sagte: „Größer ist der, welcher von seiner Hände Werk sich ernährt als selbst der Gottesfürchtige (Berachoth 8 a).

Das Höchste, was die jüdische Religion sonst kennt, ist das selbstlose Studium des Gesetzes. Aber auch dieses steht nicht über der Arbeit. Beide sind wie gleichberechtigte Genossen in einem heiligen Ehebunde. „Genieße das Leben mit der Frau, welche du liebst" (Koheleth 9, 9). Dazu bemerkt R. Jehuda, der Fürst, im Namen der heiligen Gemeinschaft: „Erwirb dir ein Handwerk neben der

Thora . . ." „Warum nennt er sie heilige Gemeinschaft?" Es waren R. Simon ben Menassia und R. Jose ben Meschullam, welche den Tag in drei Teile teilten: ein Drittel für die Thora, ein Drittel für das Gebet und ein Drittel für die Arbeit. Einige sagen, daß sie sich im Winter mit der Thora, im Sommer mit der Arbeit beschäftigt haben (Koheleth R. z. Stelle).

Eine große Anzahl bedeutsamer Worte über die Arbeit findet sich noch im talmudischen Schrifttum verstreut[1]), von denen wir noch einige am Schlusse dieses Abschnittes anführen wollen. Zu den Worten Samuelis I 1, 13: „Und Hanna redete zu ihrem Herzen", bemerkt R. Eleasar im Namen des G. Jose b. Simon: Sie redete von ihrem Herzen und sprach vor ihm: „Herr der Welt, von allem, was du an der Frau geschaffen, hast du nicht eines umsonst geschaffen: die Augen zum Sehen, die Ohren zum Hören, die Nase zum Riechen, den Mund zum Reden, die Hände, um Arbeit damit zu verrichten (Berachoth 31 b)."

Zu den Worten (Klagelieder 3, 27): „Es ist gut für den Mann, so er ein Joch trägt in seiner Jugend", bemerkt der Midrasch „das Joch der Arbeit" (M. R. zur Stelle.)

„Wer am Morgen und am Abend zwei Halachoth lernt und sich den ganzen Tag mit seiner Arbeit beschäftigt, das ist so, wie wenn er die ganze Thora erfüllt hätte (Mechilta בשלח).

Wer kein Handwerk betreibt, mit wem ist der zu vergleichen? Mit einem Weinberg, der nicht von einer Mauer umschlossen ist und mit einem Graben, der nicht durch einen Zaun eingehegt ist, mit einem offenen Weinberg, in welchen Vieh und Gewild eindringen können. (Toßephta Kidduschin Abschn. 1).

---

[1]) S. ferner מכילתא דרשב״י S. 107. מדרש תנאים S. 22.

Vorliegende Darstellung wird, so hoffe ich, auch Sombart davon überzeugen, daß harte, ehrliche und anstrengende Arbeit auch im alten biblischen und talmudischen Judentum die ihr gebührende Würdigung fand.

Kapitel X.

Das Wirtschaftsideal des biblisch-talmudischen Judentums.

a) Der theokratische Gedanke.

Nachdem wir im Vorhergehenden das Irrige der Sombartschen Aufstellungen über die wirtschaftliche Entwicklung des alten Israel und den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und jüdischer Religion an der Hand seines eigenen Materials nachgewiesen zu haben glauben, wollen wir zum Schluß unserer Ausführungen noch eine positive Darstellung des wahren Wirtschaftsideals des biblisch-talmudischen Judentums in kurzen Umrissen zu geben versuchen. Ein kritischer Forscher würde allerdings vielleicht Anstand nehmen, den fast zweitausendjährigen Zeitraum des biblisch-talmudischen Zeitalters zusammenzufassen und eine einheitliche Wirtschaftsauffassung daraus zu entnehmen. Aber es handelt sich ja hier nicht darum, eine jüdische Wirtschaftsgeschichte oder eine Darstellung der Entwicklung der jüdischen Wirschaftsauffassung zu geben. Hier steht vielmehr folgendes in Frage. Welche wirtschaftliche Gesinnung mußte der Jude unter dem Einflusse seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner religiösen Auffassungen hegen, als er in das Wirtschaftsgefüge der westlichen Völker eintrat? Der Jude jener Zeit ging an die biblisch-talmudische Zeit und an ihr Schrifttum nicht kritisch heran. Es bildete für ihn eine geschlossene Einheit. Es wirkte auf ihn in seiner Totalität wie ein

geschlossenes Ganzes. Sowie Abraham und Jakob schon ganz nach talmudischer Art in Lehrhäusern studierten, so waren ihm die Talmudlehrer nur die Künder und Ausleger dessen, was schon die Alten gewußt haben. Das Ganze bildete eine streng in sich geschlossene Traditionskette. Auch die wirtschaftlichen Lehren und Meinungen, welche sich in diesem Schrifttume ausgesprochen fanden, bildeten für ihn eine Einheit, welche in einheitlichem Sinne auf ihn wirkten.

Ist nun Sombart im Rechte mit seiner Behauptung, daß die Förderung der kapitalistischen Entwicklung durch die Juden in der neueren Zeit, die wir ihm zugeben können, ihre eigentliche Wurzel in dem Wirtschaftswesen und in der Religion des alten Judentums hatte? Nach Prüfung seines Materials dürfen wir diese Frage aus voller Ueberzeugung mit einem entschiedenen Nein beantworten.

Gewiß ist nicht zu leugnen, daß auch die jüdische Religion wie jede andere den Menschen in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit beeinflußt hat. Sie lehrte ihre Bekenner die Tugenden der Nüchternheit, der Sparsamkeit, des Fleißes und der Arbeitsamkeit. Diese lehrt aber eine jede höher entwickelte Religion, und diese sind es ja auch nicht gerade, die nach Sombarts Meinung das Charakteristische der kapitalistischen Wirtschaftsauffassung ausmachen. Sie gab ihm ferner eine Lebensauffassung, welche die Güter dieser Welt nicht über- aber auch nicht unterschätzte, ihnen vielmehr die richtige Würdigung angedeihen ließ. Das führt aber auch noch nicht zu kapitalistischer Betätigung. Sonst hätte sie auch die Griechen und Römer, welche doch auch recht lebensfrohe Völker waren und auch die Christen des Mittelalters, welche trotz ihres in der Theorie weltabgewandten Glaubens doch ein recht weltfreudiges Leben führten, dazu führen müssen. Die jüdische Religion mit ihrer hohen Bewertung des

Talmudstudiums gab endlich den Juden eine reichere Bildung. Die Zahl der Analphabeten war unter ihnen im Verhältnis zu ihrer christlichen Umgebung eine geringe. Die Zahl der juristisch und wissenschaftlich Geschulten — die talmudische war der mittelalterlichen scholastischen Wissenschaft doch gewiß gleichwertig — war unter ihnen verhältnismäßig groß. Jedermann wird zugeben, daß die größere Bildung auch die größere wirtschaftliche Tüchtigkeit besonders in der höheren Kaufmannschaft und im Geldgeschäfte gewährleistet. So können wir es z. B. im Mittelalter beobachten, wie die einzelne Stände gerade in dem Maße, wie sich höhere Bildung unter ihnen verbreitet, sich auch mehr am Geldgeschäfte beteiligen. So erklärt es sich, wie nacheinander zuerst die Geistlichkeit, dann der Adel und zuletzt die städtische Bürgerschaft in diesem Geschäftszweige tätig sind, während von Anfang an und später gleichzeitig mit den anderen auch die Juden hier hervorragen. Aber auch dieses Moment — und damit sind die Einflußtendenzen der jüdischen Religion in kapitalistischer Richtung erschöpft — ist nicht ausschlaggebend.

Wenn wir vielmehr die wirtschaftlichen Institutionen des Judentums, wenn wir die wirtschaftlichen Anschauungen und Lehrsätze, wie sie sich in reichem Maße im jüdischen Schrifttume ausgesprochen finden, tendenz- und vorurteilslos prüfen, so werden wir unsere Orientierung nach einer ganz anderen Richtung als nach der kapitalistischen suchen müssen. Stellt der Kapitalismus als vornehmstes wirtschaftliches Ziel die möglichst intensive Güterproduktion hin, kommt ihm die Rücksicht auf das Wohl des Menschen erst in zweiter Linie, verwirft er jeden Eingriff in das Wirtschaftsleben aus religiösen, sittlichen oder politischen, überhaupt aus anderen als rein ökonomischen Beweggründen, so steht er damit in diametralem Gegensatze zu dem, was wir nach reiflicher Prüfung als die

Wirtschaftsauffassung des biblisch-talmudischen Judentums hinstellen werden. Das Wirtschaftsideal des Judentums will sich nicht durchsetzen, indem es das Wirtschaftsleben sich selbst überläßt und hofft, daß aus dem freien Spiel der Kräfte sich schon zuletzt von selbst die Harmonie ergeben werde. Es verlangt vielmehr ein ständiges, energisches Eingreifen in das ökonomische Getriebe, welches ein dreifaches Ziel verfolgt, das weit ab von den Idealen des Kapitalismus liegt. Das Wirtschaftsideal des Judentums ist ein theokratisch-agrarisch-mittelständisches. Kürzer läßt es sich nicht bezeichnen, wenn wir alle Tendenzen, die es verfolgt, zum Ausdruck bringen wollen.

Es ist ein theokratisches und steht schon dadurch allein in schroffem Gegensatze zum Kapitalismus. Es fördert nicht die absolut freie, schrankenlose wirtschaftliche Betätigung, sondern schränkt sie in allen ihren Phasen durch strenge Gesetze ein. Ueberall sind gewissermaßen die Schlagbäume, die Zollgrenzen, die Zins- und Steuerforderungen der sittlichen Autorität aufgestellt. Das Wort des Psalmisten (24, 1): „Des Ewigen ist die Erde, und was sie füllet, das Erdenrund und seine Bewohner" ist nicht nur eine sittlich-religiöse Lehre, sondern es enthält eine juristisch-ökonomische Forderung, die in der praktischen Gesetzgebung ihren Ausdruck findet. Gott ist der Herr der Erde und aller Güter, welche sie trägt und die der Mensch auf ihr produziert. Wir Menschen sind nur die Pächter des Bodens, die Verwalter der Güter und des Vermögens. Die Obergewalt Gottes ist wie die eines mittelalterlichen Lehnsherrn durch eine mehr oder weniger große Leistung anzuerkennen. Gott verteilt die Länder an die einzelnen Nationen. „Und das Land soll nicht so verkauft werden, daß es verfallen bleibe; denn mein ist das Land; denn Fremdlinge und Beisassen seid ihr bei mir." Mit diesen Worten wird das Jubeljahr be-

gründet, welches dem israelitischen Bauern das uneingeschränkte Eigentum über seinen Besitz nimmt (Lev. 25, 23). Das Zinsverbot wird ähnlich erklärt. „Ich bin der Ewige, euer Gott, der ich euch aus dem Lande Aegypten herausgeführt habe, euch das Land Kanaan zu geben, euch ein Gott zu sein (ibid. 38). Euer Geld habt ihr aus dem Lande gezogen, das ich euch gegeben habe. Folglich gehört es mir, und ihr dürft nur nach meinem Belieben darüber verfügen. Trefflich drückt diesen Gedanken R. Eleasar aus Barthotha (Aboth 3, 8) aus: „Gib ihm (Gott) von dem seinigen, denn du und das deinige sind ja sein; so heißt es auch bei David (Chron. I 29, 14): „Denn von dir kommt alles, und was aus deiner Hand kommt, geben wir dir." Aehnlich findet es sich Psalm 50, 10—12: „Denn mein ist alles Getier des Waldes, das Vieh auf tausend Bergen. Ich kenne jeglichen Vogel der Berge, und das Gewild der Flur ist mir kund. Wenn ich hungerte, — dir sagt' ich's nichts; denn mein ist das Erdenrund und seine Fülle."

Von solchen Grundsätzen getragen, greift das Gesetz mit starker Hand in das ökonomische Leben ein. Der Sabbath und das Sabbatjahr, welche doch, rein ökonomisch betrachtet, für das wirtschaftliche Leben eine gewaltige Hemmung sind, sind nach biblisch-talmudischer Anschauung nicht in erster Linie aus sozialen oder hygienischen Gründen gegeben, sondern aus theokratischen, auf daß der Mensch Gott als den Oberherrn der Welt anerkenne. Deshalb war die öffentliche Sabbathentweihung ein Majestätsverbrechen im jüdischen Staate, eine öffent-Leugnung der himmlischen Obergewalt und wurde mit dem Tode bestraft. Aber nicht nur in großen Zügen und Umrissen, auch in das Kleingetriebe des wirtschaftlichen Prozesses, in alle Winkel der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion leuchtete der theokratische Gedanke hinein und machte sich gebieterisch geltend. Ein anschau-

liches Bild davon gibt uns der Midrasch zu den Psalmen (1, 15), indem er den Aufrührer Korach die Opposition gegen den Druck, mit welchem die Theokratie das Wirtschaftsleben belastete, führen läßt.

„Und auf dem Sitze der Spötter nicht sitzet," das ist Korach, welcher sich spöttisch über Moses und Aaron ausließ. Was machte er? Er versammelte wider sie die ganze Gemeinde, wie es heißt: „Und Korach versammelte wider sie die ganze Gemeinde" (Numeri 16, 19). Er fing an, sich vor ihnen in Spottreden zu ergehen und sprach: Es war eine Witwe in meiner Nachbarschaft, die zwei Waisenmädchen und ein Feld hatte. Als sie pflügen wollte, sprach Mose zu ihr: „Du darfst nicht mit einem Ochsen und Esel zugleich pflügen" (Deut. 22, 10); als sie säen wollte, sprach er zu ihr: „Du darfst dein Feld nicht mit zweierlei Gattungen besäen" (Lev. 19, 19); als sie ernten und Garben aufschütten wollte, sprach er zu ihr: „Lasse die Nachlese, die vergessene Garbe und das Eckstück stehen"; als sie dreschen wollte, sprach er zu ihr: „Gib mir die Hebe, den ersten und zweiten Zehnten." Sie nahm den Urteilspruch auf sich und gab es ihm. Was tat die Arme? Sie verkaufte das Feld und kaufte sich zwei Schafe, damit sie sich von ihrer Schur bekleide und von ihren Jungen einen Genuß habe. Sowie dieselben geboren wurden, kam Aaron und sprach zu ihr: „Gib mir die Erstgeburt, denn Gott hat also zu mir gesagt: „Alles Erstgeborene, das geboren wird unter deinem Rindvieh und deinen Schafen — das Männliche, sollst du heiligen dem Ewigen, deinem Gott" (Deut. 15, 19). Sie nahm den Urteilsspruch auf sich und gab ihm die Jungen. Als die Zeit der Schur nahte und sie dieselben schor, kam Aaron wieder und sprach zu ihr: „Gib mir das Erste der Schur." Da dachte sie: „Ich habe nicht die Kraft vor diesem Manne zu bestehen, siehe, ich werde sie schlachten und essen." Als sie dieselben schlachtete, kam

Aaron abermals und sprach zu ihr: „Gib mir den Bug, die Kinnbacken und den Magen.“ Sie sprach: „Selbst nachdem ich sie geschlachtet habe, bin ich nicht gerettet von dir, siehe, sie sollen mir Bann sein.“ Da sprach er zu ihr: „Wenn sie Bann sind, so gehören sie mir ganz, wie es heißt: „Aller Bann in Israel soll dir gehören“ (Num. 18, 14). Dazu kommen die Schwierigkeiten, welche das Verbot der Artmischung im Wein- und Gartenbau, in der Viehzucht, in der Weberei und im Schneiderhandwerk verursachte, die Speisegesetze, das Verbot, mit unreinen Tieren und mit Dingen, die dem Götzendienste geweiht sind, Handel zu treiben oder gar letztere anzufertigen, das Verbot des Ungesäuerten am Passahfeste mit allen seinen weittragenden Konsequenzen für den Wirtschaftsbetrieb u. dgl. mehr.

Wer sich die Summe aller dieser Gesetze und Vorschriften, deren sittliche und religiöse Bedeutung hier nicht in Frage steht, in ihrem vollen Umfange vergegenwärtigt, wird nicht anstehen können zuzugeben, daß das Wirtschaftsleben des jüdischen Volkes durch die ehernen Bande des theokratischen Gedankens gefesselt und von nichts weiter entfernt war als von kapitalistischer Freiheit und Ungebundenheit.

---

b) Der agrarische Grundzug.

Das Wirtschaftsideal des jüdischen Volkes ist ferner ein agrarisches. Israel war nicht, wie Sombart behauptet und wie wir es schon zurückgewiesen haben, ein Herrenvolk, bildete etwa eine Großgrundbesitzerkaste, welche die unterworfenen Völkerschaften ausbeutete und für sich arbeiten ließ. Es bebaute selbst seinen Boden, es führte

selbst den Pflug und die Sense, die Hacke und das Rebmesser. Das lehrt ein kurzer Ueberblick über die historischen Bücher der Bibel; das künden uns die Bilder und Gleichnisse seiner Dichter und Propheten, bei denen die Bezugnahme auf den Ackerbau und das Landleben die auf das Hirtenleben, welche S. allein zu kennen scheint, weit überwiegt; das beweisen endlich die Lehren und Mahnungen der Rabbinen, welche die Vorzüge und Vorteile der Landwirtschaft bei jeder Gelegenheit hervorheben. Wir wollen im folgenden ein imposantes, wenn auch keineswegs erschöpfendes Beweismaterial liefern, welches genügen wird, auch ein fest eingewurzeltes Vorurteil zu besiegen.

Der Richter Samgar schlägt 600 Philister mit dem Rinderstachel, den er jedenfalls nicht bloß als Waffe zu führen verstand (Richter 3, 31). Als der Engel dem Gideon erschien, klopfte er eben den Weizen in der Tenne (Richter 6, 11). Gideon, der Befreier seines Volkes, wird aber wohl kaum einem unterworfenen Stamme angehört haben.

„Und es geschah, wenn Israel säte, so kam Midjan und Amalek herauf und die Söhne des Morgenlandes und zogen über sie her. Und lagerten sich um sie und richteten das Gewächs des Landes zu Grunde bis gen Asah und ließen nicht übrig Lebensmittel in Israel, weder Lamm noch Rind und Esel" (Richter 6, 3). So sehen wir auch das Volk Gideons mit Ackerbau beschäftigt und durch die Verwüstungen der Feinde schwer geschädigt. Die Herren von Sichem, die mit Abimelech kämpfen, gehen selbst hinaus auf das Feld und halten Lese in ihren Weinbergen und keltern (Richter 9, 27). Manoahs Weib sitzt auf dem Felde, als der Engel Gottes ihr zum zweiten Male erscheint (Richter 13, 9). Die Zeit wird nach dem Stande der landwirtschaftlichen Arbeit bestimmt (Richter 15, 1, Samuel I 12, 17). Ein alter Mann aus der Stadt

Gibeah, die von Israeliten bewohnt ist, kommt des Abends von seiner Verrichtung auf dem Felde heim (Richter 19, 16). Die Benjaminiten holen sich ihre Frauen von den Töchtern Silos, die in den Weinbergen nach vollzogener Weinlese den Reigen tanzen (Richter 21, 21). Die Einwohner von Beth Schemesch halten die Weizenernte im Tale, als die Bundeslade zu ihm kommt (Sam. I 6, 13). Samuel zählt dem Volke zur Warnung alles auf, was der künftige König von ihnen fordern werde. Es sind Leistungen, die man nur einem Bauervolke auferlegen kann. „Eure Söhne wird er nehmen und sie verwenden, seinen Pflug zu bestellen und seine Ernte zu ernten. Und eure Felder und eure Weinberge und eure Oelbäume, die schönsten, wird er nehmen und seinen Dienern geben. Und eure Saaten und eure Weinberge wird er zehnten (Sam. I 8, 11—15). Saul geht noch als erwählter König hinter den Rindern auf dem Felde (Sam. I 11, 5). Israel geht zu den Philistern, um seine Pflugschaaren, Sicheln, Aexte, Spaten schmieden zu lassen, um sie doch wohl selbst zu gebrauchen (Sam. I 13, 20). Joab läßt das kluge Weib aus Thekoah erzählen, wie ihre Söhne auf dem Felde arbeiten (Sam. II 14, 6). Die glücklichste Zeit Israels und Judahs war es, als jeder unter seinem Weinstocke und unter seinem Feigenbaume saß (Könige I 5, 5). Kornbrand, Rost und Heuschreckenfraß sind der schlimmste Fluch, der das Land treffen kann (Könige I 8, 37). Elisa pflügt, als Elija ihn zu seinem Nachfolger beruft (ibid. 19, 19). Naboth hängt wie ein Bauer hartnäckig an seinem ererbten Besitze (ibid. c. 21). Das Kind der Sunamitin sucht seinen Vater auf dem Felde bei den Schnittern (Könige II 4, 18).

Aus allen diesen zahlreichen, nur so nebenbei eingestreuten Bemerkungen, von denen die meisten die wirtschaftlichen Zustände einer ganzen Epoche mit hellem Scheine beleuchten, ergibt sich uns das Bild Israels in

der Richter- und Königszeit als das eines rüstig schaffenden, mit inniger Liebe an seinem vaterländischen Boden hängenden Bauernvolkes. In diesem Milieu, mitten unter dem arbeitendem Volke, lebten nun Israels Propheten. Und so darf es uns nicht wunder nehmen, daß ihre Reden, wenn man so sagen darf, bodenständig sind und frischen Erdgeruch atmen. Da sehen wir die Hütte im Weinberge und das Wächterhaus im Kürbisfeld (Jes. 1, 8). Da wird uns geschildert, wie der Weinberg umgegraben, von Steinen befreit, mit edlen Reben bepflanzt, wie ein Turm darin gebaut und eine Kelter ausgehauen wird (Jes. 5, 2). Die Berge, welche sonst mit der Hacke behackt werden, sind von Dornen und Disteln erfüllt, wo sonst tausend Weinstöcke standen um tausend Silberlinge (Jes. 7, 23, 25). Das Volk freut sich in seinem Glücke vor Gott, wie es sich zur Erntezeit freut (Jes. 9, 2).

Eine schlimme Zeit ist es, wenn dahin ist Freude und Fröhlichkeit aus dem Fruchtgefilde und in den Weinbergen nicht gejauchzt und gelärmt wird, wenn der Kelterer den Wein nicht tritt (Jes. 16, 10). Jakobs Herrlichkeit schwindet, wie die Ernte die Saat hinrafft, und ihr Arm die Aehren schneidet, und es wird sein wie der Aehren Lesende im Tale Refaim. Und es bleiben übrig daran Aehren zur Nachlese, wie beim Olivenschlagen, zwei, drei Beeren an der Spitze des Wipfels, vier, fünf an ihren Aesten (Jes. 17, 4—6). Wenn Israel seinen Gott vergißt, so ist es, wie wenn es liebliche Pflanzen pflanzet und einen fremden Schnittling darin setzet (Jes. 17, 16). Gottes Zorn kommt, wie dürre Glut auf das Laub. Vor der Ernte, wenn es vollends ausgeschlagen ist und die reife Knospe eben Blüte werden soll, da wird er abhauen die Ranken mit Rebmessern, und die Schößlinge schneidet er ab, wirft sie weg (Jes. 18, 4—5). Arg steht es um das Land, wenn der Most trauert, der Weinstock schmachtet, dann ächzen alle Herzensfrohe. Denn also ergeht es

inmitten des Landes, unter den Völkern, wie beim Oliven-schlagen, wie zur Nachlese, wann vorüber die Weinlese (Jes. 24, 7, 13). Gottes planvolle Weltordnung wird verglichen mit der planmäßigen Arbeit des Landwirts. „Pflügt wohl den ganzen Tag der Pflüger, um zu säen? furchtet und eggt er sein Erdreich? Nicht wahr, wenn er die Fläche geebnet, so streut er Dill und wirft Kümmel aus, und pflanzt Weizen in Reihen und Gerste an den bezeichneten Ort, und Spelt an seine Stelle. Und hat er es bearbeitet nach Gebühr, so wird sein Gott es befruchten. Gewißlich, nicht mit dem Dreschwagen wird Dill gedroschen, und des Wagens Rad über den Kümmel hingewälzt, sondern mit dem Stocke geklopft wird Dill, und Kümmel mit dem Stecken. Brotkorn wird zermalmt, doch nicht mit Gewalt drischt man es, sondern er treibt darüber seines Wagens Walze, aber nicht seine Rosse zermalmen es (Jes. 28, 24—28). Gottes Gnade erweist sich im Segen für die Landwirtschaft. „Und er gibt Regen für deine Saat, womit du den Erdboden besäest, und das Brot vom Ertrage deines Erdbodens ist fett und nahrhaft. Es weidet dein Vieh am selbigen Tage auf geräumigen Anger. Und die Rinder und Füllen, die den Erdboden bebauen, fressen salziges Futter, das geworfelt ist mit der Wanne und der Wurfschaufel (Jes. 30, 23—24). Die Frauen sind bei der Weinlese und Obsternte beschäftigt. Es ist eine arge Drohung für sie, wenn sie ihr Ausbleiben befürchten müssen (Jes. 32, 10).

Es findet sich allerdings eine Stelle, welche der Sombartschen Theorie zu entsprechen scheint (Jes. 61, 5). „Und es stehen Ausländer und weiden eure Herden, und der Fremden Söhne sind eure Ackerleute und Winzer". Aber es handelt sich hier um ein Zukunftsbild, welches die messianische Zeit schildert. Wir können gerade daraus den Schluß ziehen, daß es in früheren Zeiten nicht so war, daß Israel vielmehr selbst seine Herden weidete, seine Aecker bebaute

und seine Weinberge instand hielt. Auch ist hier nicht die Rede von unterworfenen Völkern, sondern von Fremden und Ausländern, die freiwillig nach Palästina kommen. Man darf endlich auch aus dieser Stelle nicht entnehmen, daß Israels Ideal der Müßiggang sei, der von der Arbeit anderer lebt. Dagegen spricht ja schon das bekannte Bild der messianischen Zeit (Jes. 2, 4), nach welchem die Schwerter zu Sicheln und die Lanzen zu Rebmessern umgewandelt werden, doch wohl nur damit zu arbeiten. Und dieses Bild gilt nicht bloß für die fremden Nationen, sondern auch für Israel. Es soll hier vielmehr gesagt sein: Israel wird in seiner Arbeit erleichtert werden, auf daß es sich mehr dem Dienste Gottes widmen könne. Das beweist gleich der folgende Vers (Jes. 61, 6): „Ihr aber werdet Priester des Ewigen genannt, Diener unseres Gottes wird gesagt zu euch." Daß Israel neben dem Gottesdienste in jener erhabenen Zeit auch weiter den Boden bebauen wird, zeigt ferner (Jes. 65, 21): „Und bauen werden sie Häuser und bewohnen, und Weinberge pflanzen und ihre Frucht genießen. Nicht werden sie bauen und ein anderer bewohnen, nicht pflanzen und ein anderer essen."

Der Prophet Jeremia nennt sein Volk eine edle Rebe, ganz aus echtem Samen, die sich in den Auswuchs des wilden Weinstockes verwandelt hat (Jerem. 2, 21). Um dem über Israel ergangenen Gerichte zu entgehen, solle Juda sich gründlich bessern. Das wird in einem dem Feldbau entlehnten Bilde ausgesprochen. Erst muß der Boden von dem üppig wucherndem Dorngestrüpp gereinigt und neu urbar gemacht werden, ehe man mit Erfolg säen kann (Jerem. 4, 3). Die Feinde bedrohen sie und halten sie eingeschlossen wie Feldhüter ringsum von allen Seiten (ibidem 17). „Also spricht der Ewige der Heerscharen: Ablesen wird man wie einen Weinstock den Ueberrest Israels. Laß deine Hand hin und her fahren, wie der Winzer an den

Körben" (Jerem. 6, 9). Die Gefangenen in der Ferne warten von einem Monate zum anderen auf ihre Befreiung. Aber „vorüber ist die Ernte, beendet ist die Obstlese", und es ist ihnen nicht geholfen worden (Jerem. 8, 20). Der Feind war über Juda hergefallen. Und es fielen die Leichen wie Dünger auf dem Felde und wie Garben hinter dem Schnitter her, ohne daß ein Einsammler kommt. (9, 21). So schwelgt der Prophet weiter in Bildern aus dem Landleben. „Einen belaubten Oelbaum, schön an Frucht und Gestalt, nannte dich der Ewige; beim Rauschen mächtigen Getümmels zündete er Feuer an um ihn, und sie brechen seine Zweige ab" (11, 16). „Viele Hirten zerstören meinen Weinberg, zertreten meinen Acker, sie machen meinen Lustacker zur öden Wüste" (12, 10). „Weizen haben sie gesät, und Dornen ernten sie" (12, 13). „Und ich will sie zerstieben wie Spreu, die dahinfährt, in den Wind der Steppen" (13, 24). Er schildert eine Dürre: „Wegen der Flur, die zugrunde gerichtet ist, weil kein Regen auf die Erde kam, sind die Pflüger beschämt, verhüllen ihr Haupt" (14, 4). Auch in Babylon empfiehlt er ihnen, sich fest anzusiedeln und den Boden zu bebauen. „Bauet Häuser und bewohnet sie, pflanzet Gärten und esset ihre Frucht" (29, 5). Dasselbe gilt für die Zeit ihrer Rückkehr. Wiederum sollst du Weinberge pflanzen auf dem Gebirge von Schomron, was die Pflanzer gepflanzet, das sollen sie lösen" (31, 5). „Es sollen wieder gekauft werden Häuser und Felder und Weinberge in diesem Lande" (32, 15). Die Rehabiten, welche auf Geheiß ihres Vaters Jonadab keine Häuser bauen, keine Saat aussäen und Weinberge nicht pflanzen, sondern alle ihre Tage in Zelten wohnen, werden als Ausnahme hingestellt, welche die Regel bestätigen (35). Daß endlich die Aermsten des Volkes, welche Nebusaradan als Winzer und Ackerbauer zurückläßt, nicht zum echten Israel gehören, dafür läßt sich auch nicht die Spur eines Beweises erbringen.

Die Erinnerung an das heimatliche Wirschaftsleben begleitete auch den Propheten Ezechiel in das Exil, wie wir es aus seinen Liedern vom Weinstock (17, 3—10 und 19, 10) ersehen können. Die Zukunft seines Volkes sieht er nur im Landbau begründet (34, 25—29; 36, 29—36).

Eine tiefe Vertrautheit mit dem Landleben finden wir auch bei den kleinen Propheten. So droht Hosea mit der Verwüstung der Weinstöcke und Feigenbäume (2, 14). Er fordert das Volk auf, den Ewigen zu erkennen. Wie das Frührot schön ist sein Aufgang; und er kommt zu uns wie der Regen, wie Spätregen die Erde bewässert. Israels Liebe ist aber nur wie eine Morgenwolke, und wie der Frühtau vergeht sie (6, 3—4). „Sie säen Wind und ernten Sturm; Saatwuchs bekommt es nicht; Fruchthalm bringt keine Halmfrucht" (8, 7). Scheuer und Kelter soll sie nicht nähren, und der Most täuschet sie (9, 2). Gott hatte sie wie Trauben in der Wüste gefunden, wie eine Erstlingsfrucht am Feigenbaum in der Frühzeit ihre Väter ausersehen, und doch waren sie abtrünnig (9, 10). Der leere Weinstock Israel setzte Früchte an; aber je besser es ihm ging, desto mehr Götzenbilder errichtete es (10, 1). Ephraim ist eine eingeübte Färse, die das Dreschen liebt; so ist Gott über ihren feisten Nacken hergefahren. Er will es den Pflug ziehen lassen, pflügen soll Juda, eggen Jakob. Sie sollen für Gerechtigkeit säen, für Liebe ernten, einen Neubruch brechen; dann ist es Zeit, den Ewigen zu suchen, bis er kommt und den Frühregen der Gnade gewährt (10, 1—12). Aber es ist nichts mit ihnen anzufangen; darum seien sie gleich einer Morgenwolke, und wie der Frühtau vergeht, wie Spreu, die aus der Tenne verweht (13, 3). Trotz allem erbarmt sich ihrer schließlich der Herr. „Ich will sein wie der Tau für Israel, es blühe wie die Lilie und schlage Wurzeln gleich dem Libanon. Seine Reiser breiten sich aus, daß es schön sei, wie ein Oelbaum und gleich dem Libanon dufte. Es kehren heim,

die gegessen in seinem Schatten, sie gedeihen wie Korn und blühen wie der Weinstock vom Libanon (14, 6—8). Joel beschreibt uns eingehend, wie die Heuschreckenplage das Land vernichtet und wie Gott wieder reichen Ersatz gewährt. Amos spricht von dem eisernen Dreschwagen, mit dem Gilead gedroschen wurde (1, 3). Der Erdboden schwankt unter ihnen, wie der Wagen schwankt, der wohl angefüllt mit Garben (2, 13). Gott entzieht Israel den Regen, er schlägt sie mit Kornbrand und mit Rost. Die Fülle ihrer Gärten und Weinberge, die Feigen und Oelbäume frißt die Raupe (4, 7—9). Die Ackerleute werden zur Trauer gerufen, und in allen Weinbergen ist Klage (5, 16—17). In einer Vision schaut der Prophet Gott, wie er Heuschrecken bildete, als die Spätsaat aufzugehen anfing, denn siehe es war Spätsaat nach dem Abmähen des Königs (7, 1). Er selbst ist ein Hirte und Sykomorenpflanzer (7, 14).

Der Prophet Micha verkündet die Zerstörung Jerusalems mit den Worten: „Zion wird als Acker gepflügt (3, 12). Es kommt eine Zeit, wo man säet und nicht erntet, Oliven keltert und sich nicht mit Oel salbt und Most und keinen Wein trinkt (6, 15). „Weh mir“, ruft er aus, „denn ich ward wie nach der Obstlese, wie beim Nachsuchen der Weinlese: kein Träublein gibts zu essen, nach einer Frühfeige lechzt meine Seele“ (7, 1). Nahum kennt die Heuschreckenplage (3, 17). Haggai droht mit Trockenheit und schlechter Ernte (1, 6, 11), mit Kornbrand Rost und Hagel (2, 17). Auch in Secharja fehlt es nicht an Bildern aus dem Landleben (8, 12; 10, 1).

In den Psalmen finden sich ihrer ganzen Gedankenwelt nach, welche mehr das innere Leben des Menschen umschließt, weniger Anklänge an wirtschaftliche Dinge selbst in den von dem Dichter gebrauchten Bildern. Doch fehlen sie auch hier nicht. Der Gerechte gleicht einem Baume, gepflanzt an Wasserbächen, der Frevler ist wie die Spreu,

die der Wind verweht (1, 3—4). Er wird wie das Gras abgemäht und verdorret wie grünes Kraut (37, 2). Gott gedenkt der Erde, bewässert sie, bereichert sie in Fülle. Er bereitet das Korn. Er tränkt ihre Furchen, senkt ihre Schollen, erweicht sie mit Güssen, segnet ihr Gewächs. Die Fluren kleiden sich mit Schafen, und die Täler hüllen sich in Getreide (65, 10—14). Psalm 66 ist ein Erntedankpsalm. Vom Könige heißt es: „Er komme herab wie Regen auf Wiesenschur, wie Güsse zur Wässerung der Erde (72, 6). Auch das Lied vom Weinstock findet sich wieder (80, 9—14), die Vergänglichkeit des Menschen im Gleichnis des Grases und der Blume (103, 15).

Gott läßt Gras sprossen für das Vieh und Kraut dem Dienste des Menschen, Brot zu gewinnen aus der Erde. Der Mensch geht ins Freie hinaus zu seiner Arbeit (104, 14, 23). Er läßt die Hungernden Felder besäen und Weinberge pflanzen, und sie bringen Frucht des Ertrages (108, 37). Des Frommen Weib gleicht dem fruchttragenden Weinstocke, seine Kinder sind wie Oelbaumsprößlinge (128, 3). Auf Israels Rücken haben die Pflüger gepflügt und ihre Furchen lang gezogen (129, 3). In den Zeiten des Glücks sind die Speicher gefüllt (144, 13). Denn Gott bedeckt den Himmel mit Wolken, bereitet der Erde den Regen und läßt Gras auf den Bergen sprossen (147, 8).

Weniger wird es uns wundern, wenn in den Sprüchen Salomos, diesem treuen Spiegel des Volkslebens, sich eine Fülle von Hinweisen auf das Bauernleben findet. Da sehen wir die Ameise als Muster des Fleißes hingestellt (6, 6—9). Einsammelt im Sommer ein verständiger Sohn, es schlummert in der Ernte ein schandbarer (10, 5) Wer seine Aecker bestellt, wird satt an Brot (12, 11) Vermögen durch Trug nimmt ab, wer aber sammelt durch Mühe vermehrt (13, 11). Fülle an Speise gibt der Acker dem Armen (13, 23). Wo keine Rinder sind, ist der

Futterstall rein, aber eine Fülle von Ernte ist in der Kraft des Stieres (14, 4). Aus jeglicher Anstrengung kommt Ueberfluß (14, 23). Liebe nicht den Schlaf, daß du nicht verarmst, tue auf deine Augen, und du hast satt Brot (20, 13). An dem Felde eines trägen Mannes ging ich vorbei und an dem Weinberg eines unverständigen Menschen. Und siehe, er ging ganz auf in Dornen, seine Fläche war bedeckt mit Nesseln, und seine steinerne Mauer war niedergerissen (24, 30, 31). Die wackere Frau verlangt nach einem Felde und kauft es, von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg (31, 16).

Fassen wir die übrigen heiligen Schriften ins Auge, so hätte uns von allen Büchern der Bibel nur das eine Buch Ruth erhalten zu bleiben brauchen, es würde mit seiner ausführlichen und lieblichen Darstellung des ländlichen Treibens allein schon genügen, um uns ein ebenso anschauliches wie überzeugendes Bild des israelitischen Wirtschaftslebens zu gewähren. Auch der Prediger spricht ja vom süßen Schlaf des Ackerbauers (5, 11). Desgleichen meint Sirach: „Ob dir's sauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen (7, 16). Er zählt neben den verschiedenen Handwerkern auch den Bauern auf, der pflügen muß und der gerne die Ochsen mit der Geißel treibet. Er muß denken, wie er ackern soll und muß spät und früh den Kühen Futter geben (38, 26—27) Wer sich mit seiner Arbeit nährt, und läßt ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben (40, 18).

Diese nur skizzenhafte, aber für die Zwecke unserer Darstellung ausreichende Uebersicht über den Ackerbau in der Bibel mag genügen. Daß sich unter den Talmudlehrern viele Landwirte befanden, haben wir ja schon oben in dem Kapitel über die Stellung des biblisch-talmudischen Judentums zur Arbeit gesehen. Ich zähle in dieser Zusammenstellung allein über dreißig Bauern, weit mehr wie Sombart als reiche Leute und Kapitalisten anspricht.

Dementsprechend finden sich auch eine große Anzahl von Aussprüchen im talmudischen Schrifttum, welche den Ackerbau auf das wärmste empfehlen.

R. Levi sagte: Als unser Stammvater Abraham durch Aram Naharajim und Aram Nahor wandelte, da sah er die Einwohner essen und trinken und ein leichtfertiges Leben führen. Er sprach: „An diesem Lande möchte ich keinen Anteil haben." Als er aber zur tyrischen Leiter (Küstenstrich bei Tyrus) gelangte, da sah er die Einwohner zur Zeit des Jätens mit Jäten beschäftigt und zur Zeit des Hackens mit Hacken. Da rief er aus: „An diesem Lande möchte ich Anteil haben." (Bereschith R. 39).

Zu den Worten des Predigers (5, 8, 9): „Aber ein Vorzug des Landes in allen Dingen ist ein König für bebautes Feld. Wer Silber liebt, wird Silbers nicht satt, und wer den Reichtum liebt, hat keinen Nutzen", bemerkt der Midrasch (Koheleth R. 5): „Wer nur dem Gelde nachstrebt und hat kein Land, was hat er für einen Nutzen davon?"

Der Ackerbau wird sogar höher geschätzt als das Handwerk, denn in Zukunft werden alle Handwerker ihr Handwerk von sich werfen und den Boden bebauen (Jebamoth 63 a.)

„Wo war Adam, als Eva mit der Schlange sprach? fragen die Alten. Die Antwort lautet: Gott führte ihn in der ganzen Welt herum und sagte zu ihm: „Hier ist ein Platz, um Bäume anzupflanzen, dort einer, um ein Saatfeld anzulegen." (B. R. 19).

Eine sinnige Bemerkung findet sich über das Zusammenwirken der menschlichen Arbeit und der göttlichen Vorsehung bei der Bearbeitung des Erdbodens. Es geschah einmal, daß R. Ismael und R. Akiba in Begleitung eines fremden Mannes durch die Straßen Jerusalems wanderten. Da begegnete ihnen ein Kranker und sprach zu ihnen: „Meine Lehrer, womit kann ich geheilt werden?"

Sie antworteten ihm: „Nimm dies und jenes, bis du geheilt bist!“ Da sprach jener Mann, der sie begleitete, zu ihnen: „Wer hat diesen Mann mit der Krankheit geschlagen?“ Sie antworteten: „Der Heilige, gelobt sei er.“ Da sprach er zu ihnen: „Warum mischet ihr euch n eine Sache, die nicht die eure ist? Er hat geschlagen, und ihr wollt heilen?“ Sie erwiderten Ihm: „Was ist dein Beruf?“ Er entgegnete: „Ich bin ein Ackerbauer; ich habe ja die Sichel in meiner Hand.“ Sie fuhren fort: „Wer hat den Erdboden geschaffen, wer hat den Weinberg geschaffen?“ Er antwortete: „Der Heilige, gelobt sei er!“ Da sprachen sie zu ihm: „Warum mischst du dich in eine Sache, die nicht die deine ist? „Er hat den Boden geschaffen, und du willst seine Frucht genießen?“ Er erwiderte ihnen: „Seht ihr nicht die Sichel in meiner Hand? Wenn ich nicht hinausginge und pflügte, düngte und jätete, würde der Boden keinen Ertrag bringen.“ Da antworteten sie ihm: „Du Thor, hast du vor lauter Arbeit nicht gehört, was geschrieben steht: „Des Menschen Tage sind gleich dem Grase?“ Sowie der Baum nicht wächst, wenn nicht gedüngt, gejätet und gepflügt wird, und wenn er wächst und kein Wasser bekommt, nicht leben kann, sondern sterben muß, so auch der Mensch. „Das Heilmittel ist der Dünger, der Arzt ist der Bauer.“ (Midr. Samuel 4).

Es wird als eine sittliche Pflicht des Menschen hingestellt, für die Anpflanzung von Bäumen Sorge zu tragen. Der Vordersatz des Orlogesetzes (Levit. 19, 23) wird als Gebot verstanden: „Wenn ihr in das Land kommt so sollt ihr allerlei Fruchtbäume pflanzen.“ Gott spricht zu Israel: „Wenn ihr auch das Land voll von allem Guten findet, so saget nicht: „Wir wollen darin wohnen und nicht neu anpflanzen.“ Traget vielmehr Sorge für die Bäume! Sowie ihr in das Land gekommen seid und habt Bäume vorgefunden, die andere

gepflanzt haben, so pflanzt auch ihr für eure Kinder! Der Mensch spreche nicht: „Ich bin alt und werde morgen sterben, warum soll ich mich für andere bemühen?" . . . Es folgt die bekannte Erzählung von jenem Manne, der als Greis noch Bäume pflanzte und selbst die anerkennende Verwunderung des feindlichen Kaisers Hadrian fand. Den Beschluß bildet die Bemerkung: „So soll der Mensch die Bäume nicht vernachlässigen und soll von seinem Gotte lernen, der auch im Eden einen Garten pflanzte." (Tanchuma Kedoschim 8).

So sollte es des Juden Lebensdevise sein: „Vertrau auf den Ewigen und tue Gutes, wohne im Lande und pflege Treue!" (Psalm 37, 3). Dazu bemerkt der Midrasch (Jalkut zur Stelle): „Wohne im Lande, säe, pflanze und pflege die Treue, den treuen Glauben der Stammväter, von deren einem es heißt: „Und er gab ihm den Zehnten von allem." (Genes. 14, 20).

Der Mensch kann nach talmudischer Ansicht überhaupt nur wahrhaft glücklich sein, wenn er das genießt, was er selbst erarbeitet und produziert hat. Wenn der Mensch von dem Seinen ißt, dann fühlt er sich beruhigt und zufrieden. Selbst wenn er von dem ißt, was seinem Vater, seiner Mutter oder seinen Kindern gehört, ist er nicht beruhigt, geschweige denn von dem Eigentum Fremder. (Aboth R. N. 31).

Deshalb sollte auch der Gelehrte vor dem Berufe des Landmannes die höchste Achtung hegen. Die Rabbinen in Jabne pflegten zu sagen: „Ich bin ein Geschöpf, und mein Nächster ist ein Geschöpf; ich habe meine Arbeit in der Stadt, und er hat seine Arbeit auf dem Felde; ich gehe frühmorgens an meine Arbeit, und er geht frühmorgens an seine Arbeit; sowie er nicht mit seiner Arbeit großtut, so soll auch ich nicht mit meiner Arbeit großtun." Solltest du vielleicht sagen: „Ich leiste viel, und er leistet wenig", so haben wir die Lehre (Berachoth 5 b): „Mag

einer viel leisten oder wenig leisten, wenn nur sein Herz zum Himmel gerichtet ist.“ (Berachoth 17 a).

Ja wir finden sogar den Ausspruch: „Ein Mensch, der kein Land besitzt, ist kein Mensch, wie es heißt: (Psalm 115, 16) Die Himmel sind des Ewigen Himmel, die Erde aber hat er den Menschenkindern gegeben.“ (Jebamoth 63 a).

Die Talmudweisen hatten genügende Einsicht in das Wirschaftsleben, um zu wissen, daß die Landwirtschaft nicht immer ein einträglicher Beruf ist. Sie wußten wohl, daß im Handwerke und im Handel oft mehr zu verdienen war. Trotzdem empfehlen sie den Ackerbau, weil dieser Beruf einen Segen in sich trägt, und können sich eine glückliche Zukunft nur vorstellen, wenn Israel wieder ganz zum Bauernvolke wird. So erklären sich die folgenden Aussprüche: R. Eleasar hat ferner gesagt: Einst werden alle Handwerker sich auf den Ackerbau legen, wie es heißt (Ezech. 27, 29): „Und es werden aus ihren Schiffen herabsteigen alle, die das Ruder fassen, die Seeleute, alle Steuerer auf dem Meere, an das Land werden sie treten. R. Eleasar hat ferner gesagt: Kein Handwerk ist so wenig einträglich wie der Ackerbau, denn es heißt: „Sie werden herabkommen“. Er sah einen Acker, auf welchem Kohl auf den Beeten der Breite nach gepflanzt war, da sprach er: Selbst wenn man Kraut der Länge nach pflanzen wollte, so ist Geschäftsverkehr besser als du. Als Rab einmal zwischen Aehren ging und sah, daß sie sich hin- und herschwangen, da sprach er: Schwinge dich nur immer fort, Geschäftsverkehr ist dir vorzuziehen. Raba hat gesagt: Wer hundert Sus auf Geschäftsverkehr verwendet, kann alle Tage Fleisch und Wein genießen; wer dagegen hundert Sus auf den Acker verwendet, muß

sich mit Salz und Grummet begnügen, und nicht nur das, er muß sich sogar auf die Erde schlafen legen und ist Streitigkeiten ausgesetzt. R. Papa aber hat gesagt: Säe und kaufe nicht; wenn es sich auch gleichbleiben und sich kein Unterschied im Preise herausstellen sollte, so liegt doch ein besonderer Segen darin. Beeile Dich, Feld zu kaufen (Jebamoth 63a).

Die eben angeführten Stellen sind ein Beweis dafür, wie vorsichtig man bei der Benutzung von Talmudzitaten sein muß, wie irreführend es ist, solche aus dem Zusammenhange herauszureißen, wie schwer es überhaupt ist, die Meinung des Talmud über eine nichthalachische Angelegenheit festzustellen. Ich glaube, wir müssen auch hier dem allgemeinen Kanon folgen, daß man sich nach der Mehrheit der vorhandenen Meinungsäußerungen richten müsse und habe die scheinbar widersprechenden Worte desselben Talmudlehrers in diesem Sinne erklärt. So könnte z. B. heute jemand erklären, als Börsenspekulant werde man am schnellsten reich werden und könne ein üppigeres Leben führen wie als Landwirt, Handwerker oder Kaufmann. Damit hätte er aber noch lange nicht angeraten, diesen Beruf zu ergreifen und könnte noch immer die anderen Erwerbszweige für besser und solider halten, da sie ihm ein glückliches und zufriedenes, wenn auch nicht immer ein glänzendes Leben verbürgten. So dürfen wir auch das Wort des R. Eleasar verstehen. Seine Lebenserfahrung, die er uns mitteilen will, hatte ihm wohl gezeigt, daß man durch Handel schnell Reichtum erwerben könne, daß der Ackerbau oft seine schweren Sorgen mit sich bringe. Das hinderte ihn nicht an seiner sittlichen Ueberzeugung, daß der Bestand eines Volkes erst dann gesichert sei, wenn es sich in seiner überwiegenden Mehrheit der Bodenkultur widmet. Es ist eben etwas anderes, ob ich vorhandene wirtschaft-

liche Zusammenhänge konstatiere oder sie als empfehlens- und nachahmenswert hinstelle.

Das Lob des unter Mühe und Anstrengung selbst errungenen und erworbenen Gutes besonders auch auf dem Gebiete der Urproduktion wird noch an mancher anderen Stelle des Talmud gesungen. Der Mensch hat lieber ein Maß von dem Seinen als zehn von dem, was seinem Nächsten gehört.[1] (B. Mezia 38 a). Besser ist für den Menschen eine Sache, in Mühe errungen, als hundert durch leichten Gewinn. (Aboth d. R. N. 31). Wer Getreide vom Markte kauft, ist zu vergleichen einem Kinde, dessen Mutter gestorben ist. Man trägt es herum zu den Türen anderer Ammen, aber es wird nicht satt. Wer von dem Seinen ißt, gleicht einem Kinde, das an der Brust seiner Mutter großgezogen wird. (Aboth d. R. N. 31). R. Chanan hat gesagt: Es heißt (Deut. 28, 66): „Dein Leben schwebt vor deinen Augen in Gefahr", das geht auf den, welcher Getreide kauft von einem Jahr zum andern; „du wirst Tag und Nacht in Furcht sein", das geht auf den, der Getreide kauft von einer Woche zur andern; „und du wirst dein Leben niemals für sicher halten", das geht auf den, der sich auf den Brotkrämer verläßt. (Menachoth 103 b).

Eine feste Wohnstätte, Haus, Feld oder Weinberg muß der Mann besitzen, ehe er eine Familie gründet. Unsere Lehrer haben überliefert: „Daß er gebaut, gepflanzt und sich verlobt hat", (Deut. 20, 5—7), damit will dir die Thora eine Lebensregel geben, daß ein Mensch zuerst ein Haus bauen und einen Weinberg pflanzen und erst hernach sich ein Weib nehmen soll.

---

[1]) Dieser Ausspruch ist die Begründung für den allerdings nicht als Halacha aufgenommenen Rechtsatz: Wer seinem Nächsten Früchte in Verwahrung gibt, darf sie, selbst wenn sie zugrunde gehen würden, nicht berühren. Es ist also vom eigenen Produkte die Rede.

Das hat auch Salomo in seiner Weisheit gesagt. (Spr. Sal. 24, 27): „Bereite draußen dein Werk und bestelle es auf deinem Felde, alsdann baue dein Haus!" „Bereite draußen dein Werk," das geht auf das Haus, „und bestelle es auf deinem Felde," das geht auf den Weinberg, „und hernach baue dein Haus", das geht auf das Weib. (Sota 44a). Es wird geklagt, daß die Gegenwart nicht die Frucht der Arbeit der Vergangenheit zu genießen vermag. Die Früheren haben gepflügt, gesät, gejätet, beschnitten, behackt und geerntet. Dann gingen sie hin und haben gedroschen, gewindschaufelt, ausgelesen, gemahlen, gesiebt, geknetet, abgeschnitten und gebacken. Aber wir haben keinen Genuß davon. (Talmud Jerusch. Schekalim Abschn. 5). Es ist bemerkenswert, daß die Arbeit der Früheren als eine landwirtschaftliche geschildert wird.[1])

Daß das jüdische Volk ein Bauernvolk war, spiegelt sich endlich in unwiderleglicher Weise in seinem religiösen Leben wieder. Seine Hauptfeste stehen in Zusammenhang mit den Jahreszeiten und mit der Ernte der Hauptfrüchte der landwirtschaftlichen Produktion. Wenn das Arbeitsverbot am Sabbath schon in der heiligen Schrift spezialisiert wird, so wird auf Pflügen und Ernten hingewiesen, während der eigentliche Handel, das Kaufen und Verkaufen, erst in späterer Zeit von den Weisen untersagt wird. Das Passahfest ist das Frühlingsfest, es fällt in den Monat der Aehrenreife; an ihm wird die erste Garbe der neu geernteten Gerste dargebracht. Das Wochenfest wird zur Zeit der Weizenernte gefeiert. Das Opfer der zwei Brote von frisch gewonnenem Weizen ist ihm eigentümlich. Das Laubhüttenfest, schon an sich das Fest eines auf dem Lande lebenden Volkes, fällt in die Zeit, wo

[1]) Es ist allerdings die geistige Hinterlassenschaft der Früheren gemeint. Aber das Bild ist immerhin charakteristisch.

man den letzten Ertrag des Jahres aus der Tenne und der Kelter sammelt. Das spätere Judentum setzte ein Freudenfest ein auf den Tag, an welchem die Bäume in Palästina frische Säfte bekamen und zu knospen begannen und einen besonderen Segensspruch für den Anblick eines blühenden Baumes im Monat Nissan.

In einer überwiegend agrarischen Wirtschaftsorganisation muß auch für einen Ausgleich zwischen Stadt und Land, für gute Märkte, für einen Absatz der Bodenprodukte gesorgt sein. Dazu dienten neben ihrer religiösen Bedeutung die drei genannten Wallfahrtsfeste. Hier lernte der Bauer für einige Zeit die Freuden und Abwechselungen des Stadtlebens auf geistigem und materiellem Gebiete kennen und wurde so vor der Gefahr des Verbauerns bewahrt, kehrte aber dann wieder zufrieden zu dem einfachen, arbeitsreichen und glücklichen Leben auf dem Dorfe zurück, wo man dann noch wochenlang von den schönen Erinnerungen der Festzeit zehren konnte. Hier fand er einen Absatz für die Ueberschüsse seiner Viehzucht in den eigenen und fremden Opfern, welche in jenen Zeiten wohl überhaupt die einzige Gelegenheit reichlicheren Fleischgenusses bildeten. Hier verwendete er seinen zweiten Zehnten und den Ertrag des vierten Jahres im Wein- und Obstbau, durch welchen die Märkte Jerusalems ihren Schmuck und ihre Zierde fanden. Eine Bevorzugung des Landlebens darf ferner darin gesehen werden, daß Felder und Häuser in Dörfern und offenen Flecken im Jobeljahre an den ursprünglichen Eigentümer zurückfielen, während Häuser in ummauerten Städten nach einjährigem Besitz dem Käufer zufielen. Das ganze Abgabewesen, wie es uns in den verschiedenen Zehnten und Heben vom Bodenertrag und Viehzucht, in den Priestergaben vom geschlachteten Vieh angegeben ist, war ein naturalwirtschaftliches, einem Ackerbau treibenden Volke angemessenes. Es gab nur eine unbe-

deutende allgemeine Geldsteuer, den halben Schekel an die Tempelkasse. Bekannt ist ferner, daß die Landbevölkerung Palästinas im Zeitalter der Mischna in den Kreisen der Gelehrten sehr mißachtet war, weil sie es mit manchen Vorschriften des Religionsgesetzes nicht so genau nahm. Auf wirtschaftlichem Gebiete standen sie im Verdachte, daß sie von ihrer Ernte den ersten Zehnten nicht absonderten. Es wird uns aber nirgends berichtet — obwohl sie sonst im Talmud durchaus nicht geschont werden — daß sie die in den Bereich des Handels und Geldgeschäfte fallenden Gesetze über Zinsnahme und Uebervorteilung nicht gehalten hätten. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß sie diese Gesetze nicht übertreten haben, weil sie dazu keine Gelegenheit hatten, weil diese Landbevölkerung aus lauter selbstwirtschaftenden Bauern bestand, die nur aus dem Boden ihre Nahrung zogen?

Endlich ein letztes und, wie ich hoffe, durchschlagendes Argument. Wir haben einen Weg, in das Seelenleben, in die Sinnesart, in die ganze Gedankenwelt eines Volkes hineinzuleuchten, wenn wir feststellen können, wie es zu seiner Gottheit betet. Hier lernen wir seine Leiden und Nöte, seine Hoffnungen und Wünsche, seine Ziele und Ideen nicht bloß auf geistig-sittlichem, sondern auch auf wirtschaftlich-materiellem Gebiete kennen. Wir wissen aber, wie Israel im talmudischen Zeitalter gebetet hat, — in der biblischen Zeit gab es noch keine festen Gebete — denn es hat noch heute die gleichen Gebete. Und daß es diese Gebete in seiner überwiegenden Mehrheit noch heute betet, das zeigt uns, daß es, wenngleich durch die historische Entwicklung auf ganz andere Bahnen gedrängt, noch heute im stillen Kämmerlein seines Herzens die alten Ideale hegt und ihrer Verwirklichung harrt.

Betrachten wir die Hauptgebete Israels, das Schema, in welchem ja nur drei Abschnitte aus der Thora ausgewählt sind, wo aber dann gerade die Auswahl das

Charakteristische ist, und die Schmauno-Esre, welche ein selbständiges Gebet bildet. Bemerkenswert ist, wie wenig in den Gebeten dieses Volkes, dem soviel Materialismus und Kapitalismus nachgesagt wird, überhaupt von materiellen Dingen, von den Gütern dieser Welt, die Rede ist. Und wennn wirklich davon gesprochen wird, — von achtzehn Bitten ist nur eine positiven irdischen Gütern geweiht — dann handelt es sich stets — und das allein festzustellen, ist für uns in diesem Zusammenhange von Wert — um Wünsche, die sich auf den Ackerbau und die gesamte Landwirtschaft beziehen. Gibt es einen entscheidenderen Beweis dafür, daß es sich hier tatsächlich um das dringendste wirtschaftliche Anliegen des ganzen Volkes handelt? Israel hält es sich im Gebete stets gegenwärtig, wie der Lohn für seinen Gehorsam in rechtzeitigem Regen, Frühregen und Spätregen bestehe, auf daß es sein Getreide, seinen Most und sein Oel einsammeln kann, und die Strafe darin, daß der Herr den Himmel verschließen, keinen Regen spenden und so der Boden keinerlei Ertrag geben wird. Es weiß wohl, daß der schlimmste Fluch, welcher es treffen kann, darin besteht, daß es umsonst seine Saat ausstreut, daß der Himmel über seinem Haupte wie Erz und der Boden unter seinen Füßen wie Eisen wird. Israel fleht zu seinem Gott, daß er dem Winde zu wehen und dem Regen zu fallen gebiete, daß er das Jahr und alle Arten seines Ertrages zum Guten segne, daß er Tau und Regen gebe auf die Oberfläche des Erdreiches. Die günstige Winter- und Sommerwitterung bilden den Hauptinhalt der Festliturgien des Schlußfestes und des ersten Peßachtages. Selbst die liturgischen Dichter des Mittelalters können sich in den von ihnen für diese Tage verfaßten Gebeten nicht genug tun in überschwänglichen und farbenreichen Bildern vom Segen des Regens und des Taus für das lechzende Erdreich und die darbende Kreatur. Wir haben einen ganzen

Talmudtraktat, der von nichts anderem ausgefüllt ist, als von den Vorschriften über besondere Gebete und Fasten, über besondere feierliche Gottesdienste, welche im heiligen Lande veranstaltet wurden, wenn die dem Lande unentbehrliche Regenzeit im Herbste ausblieb. Wenn Gott als Richter das materielle Schicksal der Welt entscheidet, so bestimmt er am Peßachfeste, ob es Korn, am Wochenfeste ob es Baumfrüchte geben soll. Wenn der Hohepriester am Versöhnungsfeste, dem heiligsten Tage des Jahres, auch um irdische Güter für sein Volk bittet, so läßt ihn der Dichter dies mit den Worten tun: „Es sei dein Wille, Ewiger unser Gott und Gott unserer Väter, daß dieses Jahr, das anhebt für uns und ganz Israel, sei ein Jahr, in dem Du deinen Segenschatz für uns auftust, ein Jahr des Getreides, Mostes und Oeles, ein tau- und segensreiches Jahr bei Sonnenhitze, ein Jahr, in dem die Feldfrüchte ihren Saft voll Süße spenden, ein Jahr, in dem Du unser Brot und Wasser segnest, ein Jahr, in dem Du die Leibes- und Erdfrucht segnest.“

Ist das das Gebet eines Herrenvolkes, das vom Schweiße anderer lebt? Ist das nicht vielmehr das Ringen und Sehnen von Menschen, die ihrer tiefsten und vollkommensten Abhängigkeit von ihrem Schöpfer sich bewußt sind, weil sie eben in dem Berufszweige ihres Lebens Notdurft erwerben, in welchem die Einwirkung einer himmlischen Vorsehung sich am klarsten offenbart? Die Religion hat stets ihre festeste Stütze an der Landbevölkerung gehabt. Beim Bauern findet sich am ehesten die echte Gottesfurcht. Des jüdischen Volkes beispiellose Treue und Anhänglichkeit an seinen Glauben hat jedenfalls eine ihrer Triebfedern darin gehabt, daß es die Wurzeln seiner Kraft aus seinem Boden zog, daß sein Wirtschaftsideal ein agrarisches war.

Kapitel XI.

Das Wirtschaftsideal des biblisch-talmudischen Judentums.

c) Die Bevorzugung des Mittelstandes.

Der dritte Gesichtspunkt endlich, unter welchem das Judentum die wirtschaftlichen Vorgänge betrachtet, ist der mittelständische. Armut und Reichtum in gleicher Weise verwerfend, sucht es einen gesunden Mittelstand heranzuziehen. Dieser Gedanke findet sich am klarsten ausgedrückt in den Sprüchen Salomos (30, 8): „Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich essen mein bescheiden Brot." Wohl finden sich im talmudischen Schrifttum auch Aussprüche, welche die Armut preisen. „Folgendes ist die Lebensweise bei der Beschäftigung mit der Thora: „Iß Brot mit Salz, trinke Wasser mit Maß, schlafe auf der Erde, und führe ein kümmerliches Leben und dabei bemühe dich mit der Thora." (Aboth 6, 4). Wer Brot in seinem Korbe hat und spricht: „Was soll ich morgen essen, der gehört zu den Kleingläubigen." (Sota 48b). „Gott ging alle guten Maße durch, um sie den Israeliten zu geben, und er fand kein besseres als die Armut. Samuel, oder wie manche wollen, Rabbi Joseph hat gesagt: Das ist es, was die Leute sagen: „Die Armut steht Israel so schön, wie der rote Riemen dem Schimmel (Chagiga 9b, vgl. Wajikro R. 13, 35). „Er errettet den Elenden durch sein Elend" (Hiob 36, 15). Zur Belohnung für sein Elend befreit er ihn von der Höllenstrafe (Jebamoth 102b). „Der Sohn Davids (Messias) wird nicht eher kommen, als bis der letzte Pfennig aus dem Beutel dahin

ist." (Sanhedrin 97a). Zu den Worten der Schrift (Exod. 22, 24): „Wenn du meinem Volke Geld leihst" bemerkt der Midrasch (M. R. Schemoth 31): Israel sprach vor Gott: „Wer ist dein Volk?" Er antwortete ihnen: „Die Armen, wie es heißt (Jes. 49, 13): „Denn der Ewige tröstet sein Volk, und seiner Armen erbarmt er sich." Des Menschen Art ist es, wenn er arme Verwandte hat, während er selbst reich ist, sich nicht zu ihnen zu bekennen, wie es heißt (Spr. Sal. 19, 7): „All die Brüder des Verarmten hassen ihn." Aber der Heilige, gelobt sei er, verfährt nicht also. Von ihm heißt es (Chron. I 29, 12): „Der Reichtum und die Ehre kommen von dir." Und doch schützt er die Armen besonders, wie es heißt: (Jes. 14, 32): „Der Ewige hat Zion begründet, und darin geborgen sind die Armen seines Volkes."

Andererseits haben die Talmudlehrer auch Verständnis für das schwere Los des armen Mannes. „Die Rabbinen haben gelehrt (Erubin 41b): „Drei Dinge können den Menschen um sein Bewußtsein und um das Bewußtsein seines Schöpfers bringen.[1]) Darunter befinden sich die Qualen der Armut. Was folgt daraus, daß man gegen sie beten soll. Drei sehen nicht mehr den Anblick der Hölle.[2]) Darunter ist, wer die Qualen der Armut erdulden muß."

„Es ist gelehrt worden (Nedarin 64b): „Vier sind als tot zu betrachten: der Arme, der Aussätzige, der Blinde und der, welcher keine Kinder hat."

R. Pinchas ben Hama hat vorgetragen: Armut im Hause eines Menschen ist schlimmer als 50 Plagen, wie es heißt (Hiob 19, 21): „Erbarmt euch mein, erbarmt euch mein, meine Freunde, denn die Hand[3]) Gottes hat

---

[1]) Sie können ihn irre machen.

[2]) Weil sie die Qualen der Hölle schon auf Erden haben.

[3]) Voraussetzung ist die talmudische Vorstellung, daß der Finger Gottes Aegypten mit zehn Plagen bestraft hat. Wer

mich geschlagen.“ Da sprachen seine Genossen zu ihm (ibid. 36, 21): „Hüte dich, daß du dich nicht der Untat zuwendest, denn gegen diese wirst du Armut auswählen.“

Jene Lobsprüche der Armut sind in erzieherischem Sinne gemeint. Wer durch Reichtum und Lebensgenuß üppig und übermütig geworden ist, für den ist es oft heilsam, durch die Schule der Armut hindurchzugehen. Das Gleiche gilt für Israel als Gesamtheit. Sein Trotz und seine Hartnäckigkeit, seine Widerspenstigkeit und Auflehnung können oft nur durch Not und Elend gebrochen werden.

Neben der sittlichen Bedeutung der Armut als Zuchtmittel ist dem Talmud aber auch ihr ökonomischer Wert nicht unbekannt. Tatkräftige Menschen spornt sie an zum Vorwärtsschreiten und Aufwärtsstreben. Auch der Aermste in Israel konnte sich erheben und in eine Reihe mit den Vornehmsten und Mächtigsten treten, indem er sich Thorakenntnis erwarb. Dazu ward jedem unentgeltlich die Gelegenheit gegeben. Ein gesetzeskundiger Bastard hatte den Vorzug vor dem unwissenden Hohenpriester (Mischna Horajoth III 8). In diesem Sinne wurde der Ausspruch getan: „Seid behutsam mit den Kindern der Armen; denn von ihnen geht die Thora aus.“

Es wird ferner die Meinung erwähnt, daß die Armut zum Aufbau des sozialen Körpers nötig sei, weil gewisse schwierige und schlechtbezahlte Berufe keine Vertreter finden, wenn die Not die Menschen nicht dazu treiben würde. So hat R. Josua ben Levi gesagt: „24 Fasttage haben die Männer der großen Versammlung gehalten wegen der Abschreiber von Thorarollen, Thephillin und Mesusoth, daß sie nicht reich werden sollten; denn wenn sie reich würden, würden sie nicht mehr schreiben.“

---

demnach von der Hand Gottes geschlagen wird, den treffen 50 Plagen.

Weit entfernt waren endlich die alten Weisen davon, soziale Utopisten zu sein, die da glaubten, die Armut gänzlich aufheben zu können. Trotz der umfassenden und vorbeugenden sozialen Gesetzgebung und trotz der großartigen Armenfürsorge, die ihnen durch das biblische Gesetz vorgeschrieben war, waren sie fest überzeugt von der Wahrheit des Schriftwortes: „Nicht aufhören wird der Dürftige innerhalb des Landes" (Deuteron. 15, 11). Sie wußten es: Solange die Menschen Menschen sind, d. h. mit Lastern und Fehlern, Sünden und Schwächen behaftete Wesen, sind sie auch vor dem ökonomischen Herabsinken nicht zu schützen. Und so stellt das Glück ein Rad vor, daß sich in der Welt dreht (Sabbath 151 b).

Erkannte so das Judentum in der Armut auch eine Notwendigkeit, so bot es doch dem ihr verfallenen Menschen eine Fülle von Trostmitteln, auf daß er nicht der Verzweiflung anheimfalle. Der Arme, Schwache und Gedrückte genießt den besonderen Schutz der Gottheit. Gott liebt die Niedrigen und Elenden und läßt ihnen seine besondere Fürsorge angedeihen. Er ist der Vater der Waisen und Witwen und der Annehmer der Fremdlinge. In allen Büchern der Bibel, besondees aber in den Propheten und Psalmen, findet sich ein reicher Schatz goldener Worte über die wunderbare Vorsehung Gottes, die besonders über den gefährdeten Elementen der Gesellschaft waltet.

Aus allen diesem ergibt sich uns die Erkenntnis: die Armut hatte ihren Platz in der jüdischen Wirtschaftsordnung. Sie fand Verständnis und Würdigung. Aber sie bildete nicht das jüdische Wirtschaftsideal. Dasselbe gilt vom Reichtum. Es wird nicht geleugnet, daß der Reichtum ein Gut sei. Aber noch mehr wird vor den Gefahren dieses Gutes gewarnt. Immer wieder von neuem wird darauf hingewiesen, daß Gottesfurcht und Wissen weit köstlicher seien als Gold und Silber. Besonders

ders dringend sind aber die Mahnungen gegen jede rein kapitalistische Betätigung, gegen jede Anhäufung von Gütern aus schnöder Gewinnsucht unter Ausbeutung der Schwachen und ohne Rücksicht auf das Wohl des Nächsten. Hier läßt sich eine geradezu schroff antikapitalistische Tendenz der Bibel nachweisen, auf welche wir wegen der gegenteiligen Behauptung Sombarts noch etwas näher eingehen müssen.

Entschiedene Gegner des Kapitalismus sind vor allem die Propheten. Jesaja wendet sich gegen die Anhäufung von Haus und Feldbesitz in einer Hand (5, 8—10). Bei ihm findet sich schon ein Hinweis auf die entvölkernde Wirkung des Großgrundbesitzes. Zu den Gerechten zählt nur der, welcher Gewinn durch Bedrückung verschmäht (33, 15). Gott zürnt wegen der Missetat der Gewinnsucht (57, 17). „Wehe dem, der sein Haus bauet mit Unrecht, und seine Säle mit Ungebühr; seinen Nächsten arbeiten läßt umsonst und ihm seinen Werklohn nicht gibt. Der spricht: Ich will mir bauen ein großes Haus mit geräumigen Säulen, und bricht sich Fenster durch, und täfelt mit Zedern, und bestreicht mit Farbe. Bist du König, wenn du wetteiferst in Zedern? Dein Vater, der aß und trank ja auch; aber er übte Gebühr und Recht, darum ging es ihm wohl. Er sprach Recht für den Armen und Dürftigen, darum ging es ihm gut. Ist das nicht die Erkenntnis meiner? ist der Spruch des Ewigen. Doch deine Augen und dein Sinn stehen auf nichts, denn auf deinen Gewinn und auf das unschuldige Blut, es zu vergießen, und Gewalttätigkeit und Quälerei zu üben (Jerem. 22, 13 bis 17)." Hier finden wir den Gegensatz zwischen kapitalistischer und mittelständischer Art plastisch dargestellt. Die eine freut sich ihres Lebens in behaglicher Genügsamkeit und läßt auch andere leben; die andere rafft skrupellos zusammen, was sie gar nicht genießen kann, in habsichtiger Freude am Gewinn.

Gottes Strafgericht ergeht über ein Zeitalter, in welchem vom Kleinsten bis zum Größten alles nach Gewinn geizt (6, 13). Der Beraubte muß aus der Hand des Unterdrückers, gerettet werden (21, 12). Die Gewalttat erwächst zum Stabe des Frevels; nichts bleibt von ihren Taten, und keine Klage ist um sie (Ezech. 7, 11). Ihr Silber sollen sie auf die Gassen werfen, und ihr Gold zum Unflat werden, ihr Silber und ihr Gold wird sie nicht retten können am Tage des Grimmes des Ewigen, ihre Gier werden sie nicht sättigen, und ihre Eingeweide nicht füllen, denn der Anlaß ihrer Schuld war es (ibidem 7, 19).

Zu den Frommen zählt, wer niemand übervorteilt, das ihm für seine Schuld Verpfändete zurückgibt, keinen Raub begeht, sein Brot dem Hungernden gibt, und den Nackten mit einem Kleide bedeckt, und Zins nicht gibt, und Wucher nicht nimmt, vom Unrecht seine Hand zurückziehet (18, 7—8). Oder es wird Fürsten vorgeworfen, daß sie an dem Fremdling Erpressung üben, Waise und Witwe übervorteilen (22, 7). Das gemeine Volk tut desgleichen (22, 29). Des Frevlers Umkehr ist nur möglich nach Rückgabe des Verpfändeten und Erstattung des Geraubten (33, 15). Niemals wird der Herr vergessen die Werke derer, die nach dem Dürftigen lechzen. Sie sprechen: „Wann wird der Neumond vorüber sein, daß wir Nahrung verkaufen, und der Sabbath, daß wir den Getreidevorrat öffnen, klein zu machen das Efah und groß den Schekel und krumm die falsche Wage; einzukaufen um Silber Arme, und die Dürftigen um ein paar Schuhe, und des Getreides Abfall wollen wir verkaufen?" (Amos 8, 4—7).

Die Führer des Volkes essen sein Fleisch, ziehen ihm die Haut ab, zerschlagen ihm die Gebeine und brechen es in Stücke, wie das, was im Topfe und wie Fleisch im Kessel (Micha 3, 3). Das Haus des Ungerechten ist ein

Speicher des Unrechts. Gott kann nicht rein sprechen den mit ungerechter Wage und mit einem Beutel trügerischer Gewinnsteine (Micha 6, 10—11). Auf Gottes heiligem Berge darf nur wohnen, wer sein Geld nicht auf Zins gibt (Psalm 15,5), wer reine Hände hat. (24, 4). Wenn der Arme ruft, so erhört ihn der Herr und rettet ihn von allen seinen Leiden. (34, 7). Verworfen sind, die auf ihren Reichtum vertrauen, die da meinen, ihre Häuser seien für die Ewigkeit, ihre Wohnungen für alle Geschlechter (49, 7, 12). So sind die Wege jegliches nach Gewinn Geizenden, er nimmt dem Besitzer das Leben. (Sprüche 1, 19). In der Weisheit ist Reichtum und Ehre, stattliches Gut und Glück einbegriffen. Ihre Frucht ist besser als Gold und gediegenes Gold und ihr Ertrag vorzüglicher als Silber (8, 18—19). Es frommt kein Vermögen am Tage des Zornes, aber Gerechtigkeit rettet vom Tode (11, 4). Wer Getreide zurückhält, den verwünscht das Volk, aber Segen kommt auf das Haupt dessen, der Nahrung verkauft (11, 26). Wer seinem Reichtum vertraut, der stürzt: aber wie Laub grünen die Gerechten (11, 28). Manchem ist sein Reichtum das Lösegeld für sein Leben, während der Arme keine Drohung hört (13, 8). Besser wenig durch Gerechtigkeit als viel Einkommen durch Ungebühr (16, 8). Vorzüglicher ist Ruf als großer Reichtum, als Silber und Gold Wohlgefallen (22, 1). Arme und Reiche begegnen einander, der Schöpfer aller ist der Ewige (22, 2). Mühe dich nicht ab, reich zu werden, laß ab von deinen Entwürfen! (23, 4). Wer sein Vermögen mehrt durch Zins und Wucher, der sammelt es für den Mildtätigen gegen Arme (28, 8). Es geizt nach Reichtum der mißgünstige Mann und weiß nicht, daß ihn Mangel treffen wird (28, 22). Es gibt ein arges Uebel, ich sah es unter der Sonne: Reichtum bewacht von seinem Besitzer zu seinem Unheil. Und dieser Reichtum geht verloren durch unglückliches Treiben, und er hat

einen Sohn gezeugt, und hat nicht das Geringste in seiner Hand (Prediger 5, 12—13). Manchem gibt Gott Reichtum und Güter und Ehre, und nicht fehlt seiner Seele von allem, was er sich wünscht; aber Gott hat ihm nicht die Macht verliehen, davon zu genießen, sondern ein fremder Mann wird es genießen, das ist Eitelkeit und eine böse Krankheit (6, 2).

„Mancher läßt es sich sauer werden, und eilet zum Reichtum, und hindert sich nur selbst damit. Dagegen tut mancher gemach, der wohl Hilfe bedürfte, ist dazu schwach und arm: den siehet Gott an mit Gnaden, und hilft ihm aus dem Elend, und bringt ihn zu Ehren, daß sich sein viele verwundern. Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum. Den Frommen gibt Gott Güter, die da bleiben. Und was er bescheret, das gedeihet immerdar. Mancher karget und sparet, und wird dadurch reich. Und denket, er habe etwas vor sich gebracht, und spricht: „Nun will ich gut Leben haben, essen und trinken von meinen Gütern; und er weiß nicht, daß sein Stündlein so nahe ist, und muß alles andern lassen und sterben" (Sirach 11, 11—19). „Wer viel sammelt und sich selber nichts Gutes tut, der sammelt's andern, und andere werden es verprassen" (14, 4). Wenn man satt ist, soll man gleichwohl denken, daß man wieder hungern kann; und wenn man reich ist, soll man denken, daß man wieder arm werden kann. Denn es kann vor abends wieder anders werden, als es am Morgen war; und solches alles geschieht bald vor Gott" (18, 25—26). „Wachen nach Reichtum verzehret den Leib, und darum Sorgen läßt nicht schlafen" 31, 1). Der ist reich, der da arbeitet und sammelt Geld, und höret auf, und genießt sein auch. Der ist aber arm, der da arbeitet, und es gedeihet nicht; und wenn er schon aufhöret, so ist er doch ein Bettler. Wer Geld lieb hat, der bleibet nicht ohne Sünde; und wer Vergängliches sucht, der wird mit vergehen. Viele kommen zu Unfall

um Gelder willen, und verderben drüber vor ihren Augen. Die ihm opfern, die stürzt es und die Unvorsichtigen sicht es an. Wohl dem Reichen, der unsträflich gefunden wird und nicht das Geld sucht (31, 3—8). Ist Reichtum ein köstlich Ding im Leben: was ist reicher denn die Weisheit, die alles schafft? (Weisheit Salomos 8, 5).

Alle diese Aeußerungen zeigen uns nicht die Gedankenwelt eines kapitalistisch gesinnten, auf schrankenlosen Gütererwerb ausgehenden Volkes, sondern die reife Lebensweisheit einer Nation, die über das rein Materielle sich erhebend, es versteht, ihm seine richtige Stelle in der Stufenfolge der Güter anzuweisen, ihre höchste Befriedigung aber in den edleren Freuden des Geistes und der Seele findet. Denselben Geist atmen die talmudischen Weisheitssprüche.

„Viele Güter, viel Sorge" (Aboth 2, 8). Drei köstliche Dinge sind in der Welt geschaffen worden. Hat man eines erworben, so hat man alle Herrlichkeit der Welt gewonnen. Hat man Weisheit erworben, so hat man alles erworben; ebenso durch Stärke und Reichtum. Das gilt aber nur, wenn sie Geschenke des Himmels sind und durch die Kraft der Thora kommen; aber die Stärke und die Weisheit des Sterblichen allein sind nichts wert. So sagte Salomo: „Wiederum sah ich unter der Sonne, daß nicht die Leichtfüßigen haben den Lauf, und nicht die Starken den Krieg, und auch nicht die Klugen Brot, und auch nicht die Einsichtigen Reichtum, und auch nicht die Kundigen Gunst, sondern Geschick und Zufall trifft sie alle (Prediger 9, 11). Aehnlich sagt Jeremia: „Nicht rühme sich der Weise seiner Weisheit, und nicht rühme sich der Starke seiner Stärke, nicht rühme sich der Reiche seines Reichtums. Sondern des rühme sich, wer sich rühmen mag: einzusehen und mich zu erkennen, daß ich, der Ewige Liebe, Recht und Gerechtigkeit übe auf Erden; daß ich daran Wohlgefallen habe, ist der Spruch des Ewigen (9, 22, 23). Wenn diese Gaben nicht von Gott kommen, so werden sie dem Menschen schließlich wieder genommen.

Zwei Reiche sind in der Welt aufgestanden, einer in Israel und einer unter den Heidenvölkern, Korach in Israel und Haman unter den Heiden, und beide sind zu grunde gegangen, weil ihre Gabe nicht von Gott war, sondern von ihnen selbst zusammengeraubt. So findet man auch bei den Söhnen Gad und Ruben. Sie waren reich, hatten Herden und liebten ihr Geld und ließen sich deshalb außerhalb Palästinas nieder. Deswegen mußten sie auch zuerst von allen Stämmen ins Exil gehen. Die Ursache davon war, weil sie sich wegen ihres Besitzes von ihren Brüdern abgesondert hatten (M. R. Bemidbar 23).

Als König Salomo den Tempel baute, sprach er zu Gott in seinem Gebete: „Herr der Welt, wenn ein Mensch vor dir betet, daß Du ihm Vermögen geben sollst, und du weißt, daß es nachträglich für ihn ist, so gib es ihm nicht! Wenn du aber einen Menschen siehst, der geziemend ist in seinem Reichtum, so gib ihm, wie es heißt (Chronik II, 6, 30): „Und gib einem jeden nach all seinen Wegen, wie du sein Herz kennst!" Denn in dieser Welt sind die Frevler reich und leben in Ruhe und Sicherheit, und die Gerechten sind arm. Aber in Zukunft, wenn Gott den Gerechten die Schätze des Paradieses öffnet, werden die Frevler, welche Zins und Wucher genossen haben, sich mit ihren Zähnen ins eigene Fleisch beißen, wie es heißt (Prediger 4, 5): „Der Narr verschränkt seine Hände und zehrt von seinem eigenen Fleische". Sie werden sprechen: „Ach, wären wir nur Arbeiter gewesen, hätten wir nur Lasten mit unsern Schultern getragen, wären wir Knechte gewesen, dann würde es uns so ergehen, wie es heißt (Prediger 4, 6): „Besser eine Handvoll Ruhe, als beide Fäuste voll Mühe und Haschen nach Wind" (M. R. Schemoth 31).

Resch Lakisch hat gesagt: Die Welt hätte es nicht verdient, sich des Goldes zu bedienen. Es ist nur für den heiligen Tempel geschaffen worden (B. R. 16). Gott hat die Reichen und die Armen geschaffen, damit sie einander

ernähren (Koheleth R. 7, 14). Der König sollte sich keinen größeren Schatz ansammeln, als er brauchte, um sein Söldnerheer zu bezahlen (Mischna Sanhedrin II, 4). Es sei das Vermögen deines Nächsten dir ebenso teuer, wie dein eigenes (Aboth 2, 17), ein Satz, der gewiß nicht auf kapitalistischem Boden gewachsen ist.

Von solchen Grundgedanken beherrscht, suchte das jüdische Gesetz, das Wirtschaftsleben so zu gestalten, daß es gleich weit entfernt von Armut und Reichtum, Raum bot für eine möglichst große Anzahl gesunder Mittelstandsexistenzen. Dazu diente in erster Linie das Agrarrecht. Das Land sollte in verhältnismäßig gleiche Teile geteilt werden. Eine jede Familie sollte einen ihrer Kopfzahl entsprechenden Anteil am Boden erhalten. Durch die Einrichtung des Jobeljahres wurde dafür gesorgt, daß der Besitz in der Familie verblieb. So wurde jeder kapitalistischen Ausbeutung der Landbevölkerung und der Mobilisierung des Bodens vorgebeugt. Uebermäßige und leichtsinnige Ausnutzung des Kredites wurde verhindert durch das Erlaßjahr. Auch die Erleichterung, welche in dieser Hinsicht der Prusbul traf, war doch insofern nicht so groß, als sie sich nur auf rechtmäßig dem Gerichte vorgelegte Schuldscheine erstreckte

Wie in der Landwirtschaft, so verfolgte das Gesetz auch im Handel eine gesunde Mittelstandspolitik. Es gab keine freie Konkurrenz, sondern es wurden feste Marktpreise bestimmt. Das Verbot der הונאה, der Uebervorteilung, hinderte den Kaufmann daran, den Wert einer Ware auch nur um ein Sechstel im Preise zu überschreiten. Das wichtigste, im höchsten Maße antikapitalistische Gesetz war aber das Zinsverbot. Durch dieses wurde jede kapitalistische Regung im Keime erstickt. Der Zins ist die vornehmste Grundlage der Kapitalsbildung. Eine rein kapitalistische Volkswirtschaft konnte erst beginnen, als das auf dem biblischen beruhende kirchliche Zinsverbot vollkommen in Wegfall gekommen war.

Wie ernst es dem Judentum mit dem Zinsverbot war, zeigt uns seine mehrfache Wiederholung im biblischen Schrifttum, zeigen uns die schweren irdischen und himmlischen Strafen, die auf seine Uebertretung gesetzt waren, zeigen uns eine große Zahl von Aussprüchen der Talmudweisen über die Verwerflichkeit des Zinsnehmens wie überhaupt jedes skrupellos erworbenen Gewinnes. Wer auf Zinsen auslieh, dessen Zeugnis war ungültig (Mischna Rosch Haschanah I, 8). Schuldig war nicht nur, wer Zinsen gab oder nahm, sondern auch die Richter, die Zeugen, die Bürgen und die Schreiber, welche zu dem Geschäfte zugezogen wurden.

„Wer Reichtum besitzt, den Armen Almosen gibt und nicht auf Zinsen leiht, dem wird es angerechnet, als wenn er alle Gebote erfüllt hätte".

„Du sollst ihm nicht wie ein Schuldherr sein". (Exod. 22, 24). Wenn du ihm geliehen hast, sollst du ihn nicht drängen. Wenn er ein Feld oder einen Weinberg hat, sollst du nicht zu ihm sagen: „Nimm Dir eine Mine und treibe damit Handel und schreibe mir eine Hypothek auf dein Feld oder deinen Weinberg. Morgen wird er die Ware verlieren, und du nimmst sein Feld oder seinen Weinberg.

„Wer Zins nimmt, ist nicht gottesfürchtig".

Beim Zins ist es, wie wenn einen eine Schlange gebissen hat. Man merkt nicht, wer einen gebissen hat, bis es anschwillt. So merkt der Mensch den Zins nicht, bis er anschwillt (M. R. Schemoth 31).

Wenn ein Israelit und ein Heide von jemandem leihen will und er spricht: „Ich verleihe lieber an den, von welchem ich Zins nehmen darf", und leiht dem Heiden, von dem gilt das Wort Salomos (Sprüche 28, 8): Wer sein Vermögen mehrt durch Zins und Wucher, der sammelt es für den Mildtätigen gegen Arme (Jalkut zur Stelle).

Diejenigen, welche auf Zinsen ausleihen, das Epha verkleinern und den Marktpreis brechen, werden ihr Vermögen nicht auf ihre Kinder vererben, und wenn auf diese, nicht auf ihre Enkelkinder (Tanna debe-Eliahu 15).

Wer auf Zinsen leiht, leugnet einen Hauptgrundsatz. R. Simon ben Eleasar sagt: Sie tuen noch Schlimmeres als einen Hauptgrundsatz leugnen. Sie stellen die Thora als falsch und Moses als einen Toren hin. Sie sagen: Wenn Moses gewußt hätte, wie wir gewinnen, hätte er es nicht geschrieben. (Jeruschalmi B. Mezia, Abschn. 5).

Wer seinem Nächsten auf Zinsen leiht, wird schließlich selbst die Hilfe seiner Nebenmenschen brauchen (Tanchuma Mischpatim). Gott verhandelt nicht lange mit den Engeln hin und her über sein Schicksal, sondern entscheidet sofort zum Tode (ibidem).

Wer auf Zinsen ausleiht, wird nicht von den Toten auferstehn (Jalkut Ezechiel 37).

Wenn der Mensch vor dem Weltgericht erscheint, so lautet die erste Frage an ihn: „Hast Du im Handel und Wandel die Redlichkeit gewahrt?" (Sabbath 31 b).

R. Abahu hat gesagt: Vor dreien wird der Vorhang nicht verschlossen (d. h. Gott achtet stets darauf, um es zu bestrafen), nämltch vor Uebervorteilung, Raub und Götzendienst (B. Mezia 59 a).

Wenn einer seinem Nächsten eine Mine geliehen hat und er nicht gewohnt war, ihm mit dem Gruße zuvorzukommen, so ist es verboten, ihm mit dem Gruße zuvorzukommen (ibidem 75 b).

Unsere Lehrer haben gelehrt: Auf diejenigen, welche Früchte aufbewahren, auf Wucher ausleihen, zu kleines Maß halten und auf Teuerung hinarbeiten, steht geschrieben (Amos 8, 5): „Die da sprechen: Wann wird der Neumond vorüber sein, daß wir Getreide verkaufen, und der Sabbath daß wir den Getreidevorrat öffnen, klein zu machen das

Epha und groß den Schekel und krumm die falsche Wage? Was folgt darauf? (V. 7): Geschworen hat der Ewige bei der Hoheit Jakobs, ob ich irgend für immer vergesse alle ihre Werke (Baba Bathra 90 b).

Schlußbetrachtung.

Vorliegende Ausführungen werden genügen, uns davon zu überzeugen, daß das nationale und religiöse Wirtschaftsideal des biblisch-talmudischen Judentums ein anderes war als das des modernen Kapitalismus. Ihm stand das materielle und vor allem das seelische Glück des Einzelmenschen höher als die Güterproduktion. Der fleißig schaffende Bauersmann und daneben der solide mit bescheidenem, aber auskömmlichen Gewinn sich begnügende Kaufmann sind seine typischen Vertreter.

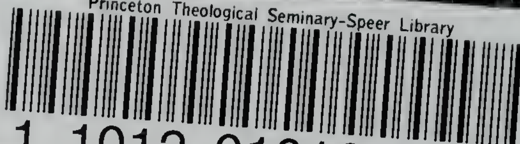
Es verpönt jede spekulative, ausbeuterische und skrupellose Wirtschaftsgebahrung. Es will die Kraft des Menschen nur teilweise in Anspruch nehmen, es soll ihm ausreichende Muße und Frische übrig bleiben für das Geistesleben.

Wenn nun aber die kapitalistische Betätigung den Juden nicht im Blute lag und auch nicht durch ihre Religion gefördert wurde, wie erklärt es sich, daß wir sie in späteren Zeiten bis auf unsere Tage als Bannerträger eben dieser Wirtschaftsauffassung vorfinden. Ich glaube, die von Sombart selbst zuerst bereicherte, dann aber etwas verächtlich beiseite geschobene Milieutheorie, welche durch gründliche Forschungen auf diesem Gebiete noch beträchtlich zu erweitern ist, dürfte vorerst genügen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, warum die Juden in den Ländern des Westens und Nordens keine Ackerbaukolonisation im größeren Stile treiben konnten. Es wäre noch hinzuzufügen, daß die Bebauung des Bodens

in diesen Gegenden eine ganz andere war wie in Palästina, sodaß selbst diejenigen Auswanderer, welche in ihrer Heimat Bauern waren, sich in die neue Art nicht recht fügen konnten. Von Bedeutung scheint mir aber noch folgende Erwägung zu sein. Zur Auswanderung pflegen gewöhnlich diejenigen Elemente eines Volkes zu schreiten, welche in ihrem Vaterlande nicht recht vorwärts kommen und hoffen, in der Fremde sich leichter eine Existenz gründen zu können. Das gelingt ihnen, wenn sie in dem neuen Lande solche Wirtschaftszweige ergreifen, die dort noch gar nicht oder zum mindesten nur schwach vertreten sind. Aus diesem Grunde sind die Juden in den germanisch-romanischen Ackerbaustaaten des Mittelalters Kaufleute und später Geldhändler geworden. Als ihnen dann in ihrer Wirtschaftsbetätigung aus religiösen und nationalen Gründen Schwierigkeiten bereitet und sie sich durch die zum Teil auch gegen sie geschaffenen Zunft- und Privilegienwirtschaft in ihrem Erwerbe eingeengt fanden, da mußten sie im Interesse der eigenen Selbsterhaltung gegen die Mauern der mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung den Sturm eröffnen. Auf diesem Wege haben sie mit dazu beigetragen, der modernen kapitalistischen Volkswirtschaft die Bahn frei zu machen. Wenn sie dann erst neben der wirtschaftlichen, auch die vollständige politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung errungen haben werden, dann wird die Zeit kommen, wo sie sich auch in ihrer Berufstätigkeit nicht mehr erheblich von den übrigen Teilen des Volkes unterscheiden werden. Das muß in Geduld abgewartet werden. Eine fast zweitausendjährige Entwicklung kann nicht in einem halben Jahrhundert rückgängig gemacht werden. Die Stellung der Juden im Wirtschaftsgetriebe wird von ihnen selbst in weiten Kreisen als eine einseitige und ungesunde empfunden. Der Ruf: „Zurück zur Scholle, zum bodenständigen Handwerk, zu einem einfacheren und natürlicheren

Leben" macht sich lauter und immer lauter vernehmbar. Verheißungsvolle Anfänge sind gemacht. Mögen unsere andersgläubigen Mitbürger alle noch bestehenden Hemmungen und Vorurteile aus dem Wege räumen, auf daß wir frei und unbehindert zum Wohle unserer Gemeinschaft wirken können!


Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01012 0279